Band 922 • DM 2,20

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Mein Trip ins Jenseits

Band 922 • DM 2,20





Mein Trip ins Jenseits

John Sinclair Nr. 922

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 05.03.1996

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Mein Trip ins Jenseits

Der Tod war wieder unterwegs!

Er hieß Nathan, und ihm war es gelungen, seine Verfolger abzuschütteln. Er hatte sich regelrecht durch das dichte Buschwerk gekämpft, und auch der darin verborgene Zaun hatte ihn nicht aufhalten können. Der Drang, endlich die Freiheit zu erleben, um dort den Tunnel ins Jenseits ausbauen zu können, hatte ihn vorangetrieben, und er würde sich durch nichts aufhalten lassen.

Das Gelände mit den beiden Bauten der Klinik lag hinter ihm. Er konnte aufatmen, als er auf allen vieren durch das hohe, struppige Gras auf eine Buschgruppe zukroch. Sein Gesicht verzerrte sich dabei wieder zu einem Grinsen. Zu einem Totengrinsen!

Das gefiel ihm. Ebenso die Ausdruckslosigkeit seiner Augen, in denen sich kein Funken Gefühl zeigte.

Das Buschwerk war weich. Blumen und Gräser gediehen auf diesem feuchten Boden, und der Ausbrecher setzte sich dort nieder, wo er besonders gut geschützt war.

Er wollte sich ausruhen.

Insekten umschwärmten ihn, doch ihn störten die Tiere nicht. Er war auf Menschen fixiert, die er am liebsten tot vor seinen Füßen liegen sah.

Als er daran dachte, grinste er noch stärker, und scharfe Faltenmuster gruben sich in seine Mundwinkel.

Wenn die anderen gedacht hatten, daß sein Ende gekommen war, dann hatten sie sich geirrt. Sie alle waren Ignoranten gewesen, sie hatten nichts von den wahren Werten begriffen. Sie hatten gedacht, daß es reichte, ihn einfach einzusperren.

Irrtum.

Er war besser.

Natürlich würden sie etwas tun, wo er aus der Klinik verschwunden war. Sie würden ihn jagen.

Aber das sollten sie. Bevor sie eine Hundertschaft an Polizisten zusammen hatten, war er längst verschwunden. Denn Verstecke gab es in dieser Gegend genug.

Er kannte sie nicht alle, aber er würde sie finden.

Seine Pause hatte nicht länger als zwei, drei Minuten gedauert. Danach gefiel ihm dieser Platz nicht mehr. Der Sichtschutz machte es Nathan unmöglich, sich zu orientieren.

Er drückte sie in die Höhe.

Zuerst schaute er nach rechts. Er hatte sich dabei hingekniet, denn aus dieser Richtung erwartete er so etwas wie eine Gefahr. Die beiden Häuser der Klinik waren nicht mehr zu sehen. Ihre Fassaden waren längst hinter dem Grün der Bäume verschwunden und nicht als dunklere Schatten zu erkennen.

Er war allein.

Nathan atmete tief durch. In seinem glatten, völlig haarlosen Gesicht, zu dem auch der haarlose Schädel paßte, rührte sich nichts. Ihn umgab eine wundersame Stille, die allerdings nicht mehr lange anhalten würde, wenn er sich den Himmel betrachtete. Er lag schwer und bleiern über seinem Kopf und bestand aus mehreren Wolkenschichten unterschiedlicher Dicke.

Es roch nach einem Gewitter. Dazu paßte auch die bedrückende Schwüle, die alles andere umgab.

Er stellte sich hin.

Von der Klinik her hörte er noch immer keine Stimmen. Es war ein Grund für ihn, laut zu kichern.

Dieses Geräusch konnte bei einem Menschen eine Gänsehaut erzeugen. Aber hier hörte den Killer niemand, er war allein.

Auf der einen Seite war das gut, auf der anderen jedoch nicht. Er wollte den Tunnel noch verstärken. Dafür brauchte er sie, die Menschen. Zuerst lebend und anschließend tot, mausetot.

Deshalb war es für ihn unmöglich, noch länger an diesem Ort zu bleiben. Das Schicksal trieb ihn weg.

Mit den Armbewegungen eines Schwimmers räumte Nathan die Hindernisse zur Seite und stand sehr bald wieder deckungslos auf dem weichen Boden, der nie ganz trocken wurde, weil er sich in der Nähe des Flusses befand. Besonders in der Nähe der Altarme war es sumpfig.

Er dachte an den Fluß, an das Wasser.

Wasser war wichtig, Wasser bedeutete Leben. Und im Wasser hinterließ er keine Spuren.

Wieder grinste Nathan. Er wußte, daß sie ihn verfolgen würden. Sie hatten so ihre Routine. Sie würden Straßen sperren, Autos kontrollieren und einsam liegende Gebäude umstellen. Ob sie jedoch an das Wasser dachten, war fraglich, und deshalb entschloß sich Nathan blitzschnell, es auf dem Wasser zu versuchen. Über einen der Altarme wollte er die Themse erreichen, den großen Strom.

Wieder kicherte er.

Es hörte sich an wie das Gelächter eines Wahnsinnigen, so aber schätzte er sich nicht ein. Sie hatten ihn zwar in eine Nervenklinik gesteckt, das aber hatte nichts zu bedeuten. Die angeblich so normalen Menschen irrten sich oft, wie es bei ihm der Fall war. Er war besser als die sogenannten Normalen, denn er konnte hinter die Dinge schauen, aber nicht nur das. Wem war schon der direkte und perfekte Kontakt mit dem Jenseits vergönnt?

Er konnte dies schaffen, und er freute sich darüber, obwohl eine Zahl in seiner Rechnung nicht stimmte. Es gab da einen Verfolger, den er noch nicht zu Gesicht bekommen hatte, von dem er aber wußte, daß ihm dieser Mann auf den Fersen war.

Er war gefährlich, und er arbeitete mit der Frau zusammen, die für ihn hatte den Kanal verstärken sollen, die er gern tot gesehen hätte. Beinahe wäre es auch soweit gewesen, wäre ihm da nicht dieser andere in die Quere gekommen, dessen Namen er nicht mal wußte, der allerdings seine Spur gefunden hatte.

Die Frau hieß Jane Collins!

Wenn sie jetzt glaubte, Nathan entkommen zu sein, würde das der größte Irrtum ihres Lebens werden. Er freute sich schon darauf, sie richtig und endgültig sterben zu lassen, um ihre Seele oder ihren Astralkörper dann auf dem Weg zum Jenseits abzufangen.

Es würde sich alles ergeben, Nathan dachte da sehr optimistisch, als

er sich auf den Weg zum Wasser machte.

Das Gelände war zum Glück nicht frei. Außerdem hatte hier die Hand eines Menschen nicht eingegriffen. Es gab überall kleine Inseln aus Niederholz, Büschen und Sträuchern, die ihm genügend Deckung gaben.

Immer wieder schaute er sich um.

Es war niemand zu sehen. Er hörte auch nichts. Nathan schien sich auf dem entlegensten Platz der Erde zu befinden, und das gefiel ihm jetzt noch gut.

Die toten Flußarme, die zumeist durch einen Damm vom eigentlichen Fluß getrennt waren, rochen stets modrig. Eine grünbraune, stinkende Brühe voller Leben. Wertvolle Rückzugsgebiete für Tiere und Pflanzen. Nathan stoppte seinen katzenhaften Gang und konzentrierte sich auf seinen Geruchssinn.

Er roch das Brackwasser.

Es war nicht mehr weit weg, und er sah die drei versetzt stehenden Trauerweiden wie mächtige Gemälde in der Landschaft stehen. Bei einer zumindest hingen die Zweige über das Niveau des Bodens hinweg. Es war durchaus möglich, daß die Blätter die Oberfläche des Wassers berührten.

Nathan nickte und behielt die drei Trauerweiden im Auge. Auf sie genau steuerte er zu.

Trotz des Grinsens zeigte sein Gesicht eine gewisse Anspannung. Noch immer war in seinen Augen kein Ausdruck abzulesen. Sie blieben unbeweglich und starr, aber Nathan nahm sehr wohl wahr, was in seiner Umgebung geschah.

Er war nicht sehr groß und steckte in einer grauweißen Anstaltskleidung.

Sie bestand aus Jacke und Hose. Beides aus reißfestem Stoff. Ein Hemd oder Unterhemd trug er nicht, es war dafür zu warm. An seinem Gesicht rannen die Schweißtropfen nach unten.

In der Anstalt trugen alle Insassen die gleichen Schuhe, auch Nathan bildete da keine Ausnahme.

Die Sohle bestand aus einer Korkplatte das Oberteil war aus Stoff gefertigt. Keine Treter für die freie Natur, aber es besaß nichts anderes, noch nicht. Zunächst einmal mußte er sich auf die alten verlassen, deren ursprüngliche graue Farbe unter einem grünen und erdigen Film verschwunden war.

Der Killer und Ausbrecher erreichte sein Ziel. Für einen winzigen Moment schienen seine Augen von einem grellen Licht erfüllt zu sein. Es konnte ein Zeichen der Freude bedeuten, denn er sah vor sich den Fluß. Und er hatte auch recht behalten mit der einen Trauerweide. Zweige und Blätter kämmten das Wasser.

Er grinste scharf.

Das Wasser lag nicht völlig ruhig da. Es war zudem ein idealer Platz für Mücken, die in Schwärmen dicht darüber kreisten. Beliebte Leckerbissen bei Fröschen und anderem Getier, das sich in diesem natürlichen Biotop sauwohl fühlte.

Er wußte nicht, wie tief das Wasser war. Durchwaten konnte er es nicht. Am besten wäre ein Boot gewesen. Aber es befand sich keines in der Nähe.

Aber der Teufel läßt seine Jünger nicht hängen. So ähnlich lautete ein Sprichwort, denn als Nathan wieder einmal nach links schaute, da sah er auf der Mitte des Flusses einen Schatten, der sich relativ deutlich von dem Grüngrau abhob und für ihn zunächst wie eine Wasserspiegelung aussah, was aber nicht stimmte, denn sehr schnell stellte er fest, daß es ein Mensch war, der sich ihm näherte.

Ein Mensch in einem Boot!

Ein Opfer!

Wenn der Killer überhaupt so etwas wie Freude erleben konnte, dann in diesen Augenblicken, denn sie durchquoll ihn wie ein gewaltiger Schwall. Wieder schimmerten seine Augen, wieder entstand dieses kalte Totengrinsen auf seinem Gesicht, und zwischen den Lippen quetschte sich ein Laut hervor, der nichts Menschliches mehr an sich hatte.

Nathan dachte an den Tunnel.

Er würde veröden, wenn er nicht mit neuen Toten und mit Seelen gefüttert würde.

Nein, er verödete nicht.

Schon bald bekam er Nachschub.

Der Killer duckte sich und verschwand fast völlig in dem hohen Gras. Seine Position war noch nicht günstig genug, deshalb schob er sich weiter nach vorn, bis er den Rand der schmalen Böschung erreicht hatte. Sie fiel ziemlich steil ab, aber er konnte sich bäuchlings darauf in Richtung Wasser bewegen, weil er sich in dem weicheren Erdreich festkrallte.

Es klappte.

Die Hälfte der Böschung ließ er hinter sich, bevor er seine Rutschpartie stoppte.

Seine Lage war günstig.

Das Opfer konnte kommen.

Es würde kommen.

Nathans Mund war erstarrt in diesem Totengrinsen…

***

Es war seine Strecke!

Rod Cresswell liebte und haßte sie zugleich. Er liebte sie deshalb, weil sie ihm die perfekten Bedingungen bot, die er für sein

Rudertraining brauchte.
Und er haßte sie, weil er an dieser Strecke jeden Grashalm, jede Pflanze, jede Blume und auch jeden Baum kannte. Sogar den Fröschen hätte er schon Namen geben können.
Er trainierte, weil er bei der nächsten Olympiade mitmachen wollte. Rod Cresswell war ein Einzelkämpfer, und deshalb ruderte er auch im Einer.
Wer ihn sah, hätte dem schmächtigen Zwanzigjährigen diese Kraft nicht zugetraut. Dabei war er durchtrainiert und fit.
Trotz des kurz geschnittenen dunklen Haares trug er ein blaues Stirnband. Es sollte vor allen Dingen den Schweiß aufsaugen und war kein modischer Gag. Sein dünnes Hemd ohne Ärmel schimmerte in einem kalten Blau, und eine schwarze Radlerhose bedeckte den Unterkörper.
Bei diesem Wetter zu trainieren, war eine Qual, das wußte Rod Cresswell. Aber vor den Erfolg hatten die Götter den Fleiß gesetzt. Und ohne Fleiß kein Preis!
Die Spiele lockten, die Staaten und damit der Austragungsort Atlanta.
Also weitermachen und kämpfen. Nicht aufgeben. Jeder Schlag zählte und brachte Rod Cresswell einen Schritt näher an das große Ziel heran. Diese Arbeit kannte er, das war sein Job, da ließ er sich auch nicht von den unzähligen Insekten stören, deren Wolken er immer wieder durchbrach.
Die Landschaft glitt an ihm vorbei. Der Ruderer sah nicht viel. Meist nur die Böschung sowie hin und wieder die Kronen der Bäume, die darüber hinwegschauten.
Besser zu erkennen waren die Pappeln. Auch für Rod waren sie wichtig. Wenn er sie passiert hatte, wußte er, daß die Hälfte der Folterstrecke hinter ihm lag. Diese mächtigen Bäume kannte er zu jeder Tages- und Jahreszeit. Mal sahen sie klar und hell aus, dann wiederum fingen sich Schatten in ihnen. Im Herbst, wenn grau der Nebel über dem Land hing, wirkten sie regelrecht unheimlich.
Die Bewegungen waren ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Er kämpfte, doch er wollte noch schneller werden, denn die Konkurrenz saß ihm im Nacken.
Und so bekämpfte er nicht nur seinen inneren Schweinehund, bei jedem keuchenden Atemzug dachte er daran, den Sieg zu erringen.
Zuerst den Sieg über sich selbst, über die gesetzten Zeiten, und dann der Sieg über die Konkurrenten. Später, wenn er in Atlanta ganz groß auftrumpfte.
Dieser Kanal gehörte ihm. Er war kaum befahren. Hin und wieder picknickten Familien in seiner Nähe oder fuhren mit dem Kahn über das Wasser, doch das war schon alles.
Weitermachen!

Er biß die Zähne zusammen.
Mücken umwirbelten ihn. Sein Gesicht war mit einer Mückensalbe eingeschmiert, sonst wäre es nicht zum Aushalten gewesen. Der Schweiß tränkte die Kleidung.
Bei dieser Schwüle war es Wahnsinn, sich so anzustrengen und sich zu verausgaben. Aber Rod Cresswell wich nicht zurück. Er zeigte keine Schwäche, selbst bei diesen Temperaturen nicht.
Wenn ihn die kalten Spritzer erreichten, dann hatte er den Eindruck, als würde Wasser auf eine Ofenplatte fallen. Auch auf seinem Gesicht spiegelte sich die Anstrengung wider. Es war verzerrt, aber es stand darin auch der Wille zu lesen, es zu schaffen.
Die Trauerweiden rückten näher und damit das Verhängnis. Davon ahnte der Ruderer nichts.
Noch nie zuvor war ihm etwas bei seinem Training zugestoßen. Stets war alles glatt gegangen.
Nur an diesem Tag nicht.
Er sah es nicht, er ahnte es nur. Es war ein Schatten, der ihn von der rechten Seite her angriff. Er hörte etwas klatschen, als der Schatten in das Wasser eintauchte, und plötzlich erwischte der Schlag sein Boot während der vollen Fahrt.
Von diesem Zeitpunkt war alles anders!

***

Wir hatten uns in das Büro des Arztes mit dem Namen Dr. Liebling zurückgezogen, denn dort gab es ein Telefon, mit dem ich einige Telefonate führen mußte.
Ich hatte mich mit Sir James Powell, in Verbindung gesetzt und ihm dargelegt, was uns gelungen oder vielmehr mißlungen war. Wir hatten den Ausbruch des Killers Nathan nicht verhindern können. Er war uns zuvorgekommen und hatte es zudem noch geschafft, andere Patienten zu befreien.
Sie befanden sich jetzt wieder in ihren Zellen. Dafür hatten wir gemeinsam gesorgt, aber die wichtigste Person war verschwunden. Nathan, eine Gestalt, die einen eigenen Tunnel ins Jenseits unterhielt und diesen immer mehr verstärken wollte.
Das geschah durch Morde, durch Bluttaten, aber zwei Seelen waren ihm praktisch entrissen worden.
Einmal die eines gewissen Tim Bock, der bereits klinisch tot gewesen war und nach seiner Reanimation überhaupt erst von diesem Tunnel hatte berichten können, außerdem von Nathan und Jane Collins deren Seele er ebenfalls hatte einfangen wollen, was ihm zum Glück nicht gelungen war.
Ich hatte mein Kreuz dagegengesetzt und Jane aus diesem Zustand wieder zurückgeholt. Durch Nachforschungen war es uns gelungen,

die Spur des Killers aufzunehmen, der nach der Verurteilung seiner Taten in einer Nervenheilanstalt untergebracht worden war und von dort aus seine Fäden weiterspann.

Es war für uns kein gutes Gefühl, mit leeren Händen dazustehen. Auf eine Großfahndung hatten wir verzichtet, und auch Sir James war damit einverstanden gewesen. Die Umgebung hier, sie lag zwischen London und Windsor, war einfach zu unübersichtlich. Es gab zu viele Verstecke, und die uniformierten Kollegen hätten sich totsuchen können.

So blieb die Suche vorerst auf drei Personen beschränkt. Auf Suko, Jane Collins und mich. Und auch wir würden Schwierigkeiten bekommen.

Einen Toten und einen Schwerverletzten hatte der Killer bei seinem Ausbruch zurückgelassen. Beide Männer gehörten zum Klinikpersonal. Sie waren Pfleger gewesen: Ob der zweite überlebte, stand noch in den Sternen.

Der ihn behandelnde Notarzt hatte zumindest ein sehr bedenkliches Gesicht gezogen.

Wir waren die Verlierer, darüber ärgerten wir uns natürlich, aber es war nicht mehr zu ändern. Von Sir James hatten wir kein Wort des Vorwurfs zu hören bekommen.

Natürlich hätten wir uns über die noch steinzeitlichen Sicherheitsmaßnahmen in dieser Klinik beschweren können, denn eine elektronische Überwachung gab es nicht, aber das hätte nichts gebracht. Es ging ums Geld, und das war nun mal nicht vorhanden, denn alle offiziellen Stellen mußten sparen.

Jane deutete auf das Telefon. »Bist du fertig mit deinen Anrufen?«

Ich nickte.

»Dann werde ich mal Sarah Goldwyn verständigen, damit sie sich keine Sorgen zu machen braucht.«

»Tu das und bestell ihr schöne Grüße.«

Während Jane die Nummer eintippte, stellte Suko eine Frage. »Willst du ihr etwa sagen, was mit dir und uns passiert ist?«

»Das wohl nicht.«

»Ist auch besser so.«

Sicherheitshalber verließen wir das Büro und trafen im Gang auf Dr. Liebling.

Er machte einen deprimierten Eindruck, denn er gab sich selbst einen Großteil der Schuld.

»Das dürfen Sie nicht, Doc«, erklärte ich ihm. »Sie sind ein Opfer der Umstände geworden.«

»Wie meinen sie das?«

»Wer hätte bei Nathan mit derartigen Kräften und auch einer derartigen Energie rechnen können?«

»Ja«, sagte er, »da haben Sie recht. Keiner von uns konnte darauf gefaßt sein, obwohl ich ihn selbst behandelt habe.« Er hob die Arme. »Was heißt behandelt? Nichts habe ich getan, gar nichts. Er ließ ja niemanden an sich ran. Er machte zudem keinen unzufriedenen Eindruck und schien sich in seiner Zelle recht wohl zu fühlen. Beschwerden oder Anfälle hat es bei ihm nicht gegeben. Der war völlig abgetaucht in seine eigene Welt.«

»Und weiter?«

»Wie meinen Sie das, Mr. Sinclair?«

»Haben Sie ihn nie medizinisch untersucht?«

»Nein, es gehörte nicht dazu. Außerdem hätte es Kosten verursacht. Ich denke auch, daß er das nicht mit sich hätte geschehen lassen. Wissen Sie, hier müssen Sie alles vergessen, hier dürfen Sie nichts mit normalen Maßstäben messen. Wir sind eine kleine Welt für uns und dazu noch eine schlecht finanzierte. Wie oft schon habe ich die steinzeitlichen Sicherheitsanlagen bemängelt, aber die Verantwortlichen haben sich um nichts gekümmert. Bei einem privaten Heim ist das ja anders, doch hier liegen die Dinge auf der falschen Seite.«

»Kontakt zu anderen Patienten hatte er nie?«

»Nein, wie ich schon sagte, er verzichtete sogar auf den Hofgang. Er wollte nicht nach draußen und schien in seiner Zelle glücklich zu sein.«

»Das war wohl auch der Fall«, sagte ich.

Dr. Liebling strich über sein schütteres Haar. »Können Sie das begreifen?«

»Nein, kann ich nicht, obwohl es da etwas gegeben haben muß, das ihn so reagieren ließ.«

»Dann wissen Sie mehr als ich, Mr. Sinclair.«

»Ohne Ihnen etwas absprechen zu wollen, Doktor, das kann durchaus möglich sein.«

»Und was ist es?«

Ich hob die Schultern. »Wenn ich es genau wüßte, wäre mir wohler, so aber rann ich nur spekulieren. Gehen Sie einfach davon aus, daß Sie es mit dem normalen Verstand und auch mit der uns eigenen Logik nicht erfassen können.«

Er lächelte. »Das hört sich rätselhaft an, aber ich habe mich mit dem Menschen beschäftigt. Ich bin Neurologe und Psychologe. Die Krankheiten des menschlichen Geistes sind mein Arbeitsfeld, Mr. Sinclair.«

»Das glaube ich Ihnen, Doktor. Bitte, ich zweifle daran auch nicht, aber es gibt trotzdem Gebiete, wo die Wissenschaft nicht mehr weiterkommt und manchmal einfach glauben muß oder Tatsachen hinnimmt und nicht hinterfragt.«

»Können Sie sich da konkreter ausdrücken?«

»Das möchte ich nicht, aber wir haben es bei dem Entflohenen möglicherweise mit Magie zu tun. Oder einem Mann, der sich darin auskennt, auch mit Welten, die jenseits der unserigen und sichtbaren liegen. Mit anderen Dimensionen also. Die gibt es. - Da haben wir unsere Erfahrungen sammeln können.«

»Dann sind Sie jemand, der häufiger damit zu tun hat?«

»In der Tat. Lapidar gesagt, es ist mein Job, und ich bin nicht grundlos bei Ihnen.«

Er nickte und strich über seine Oberlippe. »Normalerweise hätte ich jetzt mit Ihnen diskutiert, Mr. Sinclair, aber in Anbetracht der Dinge lasse ich es bleiben. Sie sind Polizist, und ich vermute, daß Sie bereits einen Plan haben.«

»Ich hätte gern einen.«

Der Arzt wußte nicht, ob er darüber lachen sollte. »Aber Sie müssen doch etwas unternehmen.«

»Das werde ich auch. Nicht nur ich, sondern auch der Inspektor und Miß Collins. Es gibt da noch eine Spur, gewissermaßen die, mit der alles begonnen hat.«

»Die aber nicht zu mir und zur Klinik führt.«

»Da haben Sie recht.«

»Und welche meinen Sie?« In seinen Augen funkelte das Interesse.

»Es ist die Spur eines Menschen, über den wir überhaupt erst an den Fall herangekommen sind. Dieser Mann heißt Tim Book. Er war klinisch tot und hat in dieser Zeit Dinge erlebt, wie man sie aus den Berichten Zurückgeholter kennt. Auf der oft zitierten Reise zum Licht begegnete ihm allerdings das kalte Grauen. Es hat sogar einen Namen.«

»Nathan?« flüsterte der Arzt.

»Richtig.«

»Der hier einsaß?«

»Ja.«

»Der dann in den Phantasien dieses Tim Book erschien?«

Ich nickte.

Dr. Liebling schüttelte den Kopf. Er hatte die Fragen bewußt sehr langsam und hintereinander gestellt, und aus seinem Mund drang dabei ein tiefes Stöhnen. »Wenn ich jetzt weiter nachfrage, werde ich an meine Grenzen stoßen. Möglicherweise bin ich ein phantasieloser Mensch, Mr. Sinclair, der sich zwar mit den Menschen, deren Seelen und auch deren Abgründen befaßt, aber das war doch zuviel für mich. In meinem Zustand möchte ich auch nicht darüber nachdenken. Ihnen wird es wohl am liebsten sein, wenn ich mir darüber keine Gedanken mache und die Sache vergesse.«

»Das wäre nicht schlecht.«

»Gut, ich bin einverstanden und hoffe nur, daß Sie Nathan einfangen können.« Er schüttelte den Kopf. »Nein«, korrigierte er sich. »Am liebsten wäre es mir, wenn er überhaupt nicht mehr zu mir zurückkehren würde. Sie verstehen schon…«

»Sicher.«

»So sollte ein Arzt nicht sprechen.« Dr. Liebling hob die Schultern. »Aber die Tatsachen haben mich doch tief getroffen und auch irgendwie verändert.«

»Es ist unser Job, Nathan zu finden.«

»Dazu kann ich Ihnen nur alles Gute wünschen.«

»Danke.«

Suko war in den Park gegangen und hatte sich dort umgeschaut. Als er zurückkehrte und für einen Moment in der offenen Eingangstür stehenblieb, wußte ich, daß er keinen Erfolg gehabt hatte. Das sah ich seinem Gesicht an.

Er kam langsam auf uns zu. Dabei hob er die Schultern. »Ich weiß nicht, ob Nathan seine Flucht geplant hat. Wenn nicht, dann hat er sich rasch auf die neuen Möglichkeiten einstellen können. Nichts konnte ihn aufhalten.«

»Hat er den Zaun überwunden?« fragte der Arzt.

»Ja, das hat er.«

»Und danach?«

Suko winkte ab. »Verlor sich seine Spur, John. Du brauchst dir nur das Gelände anzuschauen, dann weißt du Bescheid. Es ist für die Flucht eines einzelnen ideal. Da suchen wir die berühmte Nadel im Heuhaufen, mehr brauche ich nicht zu sagen.«

Ja, er hatte recht, und Dr. Liebling brauchte auch nicht zu befürchten, daß er noch einmal in die Klinik zurückkehrte, um dort seine blutigen Spuren zu hinterlassen. Da ergaben sich für ihn andere Möglichkeiten, denn jetzt lag vor ihm ein weites Feld. Wir mußten damit rechnen, daß er sich neue Opfer holte, um den Tunnel zwischen den Zeiten zu verstärken. Ein Wahnwitz, wenn ich näher darüber nachdachte, aber leider auch eine Tatsache, vor der wir die Augen nicht verschließen konnten.

»Wir sollten gehen«, sagte Suko.

»Ich spüre ein Kribbeln. Ich kann einfach nicht länger in dieser Klinik bleiben. Wir können hier nichts erreichen, John.«

»Einverstanden.«

»Dann hole ich Jane.«

Dr. Liebling lächelte mir zu, als Suko uns verlassen hatte. »Es ist eigentlich schade, daß wir uns nicht unter anderen Umständen kennengelernt haben, Mr. Sinclair. Sie scheinen nicht nur einen interessanten Beruf zu haben, Sie sind auch ein Mensch, der gewisse Dinge akzeptiert hat, über die andere nur lachen.«

»Stimmt. Ich mußte sie akzeptieren, Doktor. Es blieb mit letztendlich nichts anderes übrig.«

»Tja, wie das Leben so spielt. Auch ich habe viel dazugelernt, aber ob ich es begriffen habe, weiß ich nicht. Es ist eben alles etwas schwierig, besonders dann, wenn man mit Menschen zu tun hat. Sie sind sich eigentlich nie gleich. Jeder Mensch reagiert und handelt anders. Jede Krankheit verläuft individuell, obwohl man dafür einen Namen gefunden hat. Aber was soll's? Ich langweile Sie nur mit meinen Ausführungen.«

»Nein, überhaupt nicht, Doktor. Ähnlich ist es auch bei mir. Die berufliche Routine ist zwar vorhanden, aber trotzdem gibt es immer wieder Überraschungen; man erlebt tagtäglich neue Dinge.«

Ich reichte ihm die Hand. »Ihnen und Ihrer Arbeit wünsche ich viel Glück und irgendwann auch die nötige finanzielle Spritze.«

»Das ist am wichtigsten. Ich werde Sie anrufen und mich erkundigen, wie es gelaufen ist.«

»Sie kriegen Bescheid.«

»Dann hoffe ich noch, daß der verletzte Pfleger durchkommt.« Der Arzt schüttelte sich. »Seine Augen waren voller Blut. Dieser Mörder hat Quint mit bloßen Händen angegriffen. Wenn ich mir das vorstelle, bekomme ich Angst, denn Quint gehört nicht eben zu den Schwächlingen. Dann steckt in Nathan auch eine körperliche Kraft.«

»Davon müssen wir ausgehen, und es macht ihm zudem nichts aus, Menschen zu töten. Ihm ist es egal, ob er eine Fliege zertritt oder ein Menschenleben zerstört. Gefühle kennt er nicht. Die hat er wohl nie gekannt, und das ist das Gefährliche, das noch hinzukommt.«

Wir waren inzwischen vor die Tür gegangen. Jane und Suko warteten bereits am Wagen. Ich ließ meine Blicke noch einmal durch den zur Klinik gehörenden Park streifen.

Obwohl die Sonne noch nicht untergegangen war, lag eine vom Dämmerlicht erfüllte Welt vor mir.

Das mochte auch am dunklen Himmel liegen, der drohend über uns lag. Er wirkte wie ein gewaltiger Ofen, der immer mehr schluckte, bis er bald so voll war, daß er auseinanderflog.

In unserem Fall mußten wir mit einem mächtigen Gewitter rechnen, das sich sicherlich noch bis zum Abend Zeit lassen würde.

Ich verabschiedete mich von Dr. Liebling. Er wünschte uns noch einmal alles Gute, dann stiegen wir ein.

Diesmal wollte Suko fahren. Seine Hand lag schon am Zündschlüssel, als er sagte: »Sieht nicht gut aus, wie?«

»Genau.«

»Fahren wir zu Tim Book?« fragte Jane.

»Das hatte ich vor, aber«, ich hob die Schultern, »ich weiß nicht, ob es etwas bringt.«

Jane Collins überlegte einige Sekunden, um mir recht zu geben. »Ich glaube auch, daß wir uns den Besuch sparen können, denn Nathan werden genügend Opfer über den Weg laufen. Ich kann mir nicht helfen, aber ich habe einfach den Eindruck, als wäre unser Freund gar nicht mal so weit weg von hier. Denkt mal nach, schaut euch um. Es gibt in dieser Gegend genügend Verstecke, und es gibt auch Menschen, denn so leer ist sie nicht. Kleine Dörfer, winzige Ortschaften, mal ein Bauernhof, und man kann den Eindruck haben, irgendwo in der Einsamkeit zu sein und nicht im Dunstkreis der Millionenstadt London.«

»Vergiß die Flußlandschaft nicht«, fügte ich noch hinzu.

»Eben.«

Suko hatte den Wagen gewendet. Da er nickte, war er ebenfalls einverstanden.

Die Klinik blieb hinter uns zurück. Ich drehte mich noch einmal um. Der letzte Blick machte sie allerdings auch nicht schöner.

Suko wollte konkret wissen, wie es jetzt weiterging. »Sollen wir einfach nur durch die Gegend fahren oder uns einem konkreten Ziel nähern?«

»Kennst du eines?« fragte ich.

»Nein.«

»Eben.«

»Und Kontakt kannst du durch dein Kreuz auch nicht mit ihm aufnehmen«, gab Jane stöhnend zu.

»Ich will ja nicht meckern, aber irgendwie sitzen wir schon fest.«

»Richtig.«

»Wie steht es mit dem Alarm?« fragte Suko.

»Es ist bei einem stillen geblieben. Jedes Ereignis, das nicht in den Rahmen hineinpaßt, soll sofort gemeldet werden. Kann sein, daß uns das weiterbringt.«

»Es wäre zu hoffen.«

Wir hatten die Fensterscheiben nach unten gekurbelt, um frische Luft hereinzulassen. Die Gerüche hatten sich intensiviert. Der Luftdruck war gefallen. Ein Tiefdruckgebiet bewegte sich auf uns zu.

Es war feuchter geworden. Zudem gab es hier noch das Wasser, über dem sich ebenfalls feuchte Inseln bilden konnten. Und es fiel uns auch die Stille auf, die uns umgab.

Links von uns sahen wir einen der toten Flußarme. Das Wasser sah aus wie eine gefärbte Brühe, die man in eine Wanne gekippt hatte. Auf der Oberfläche bewegte sich kaum etwas.

Wir hingen unseren Gedanken nach. Suko fuhr sehr langsam. Die Augen hielten wir offen, die Sinne waren gespannt. Jane räusperte sich, als sie sich heftiger auf dem Rücksitz bewegte. Sie war noch immer davon überzeugt, daß sich der Killer nicht weit entfernt

aufhielt.
Und plötzlich hörten wir die leisen Schreie.
Vor uns.
Ungefähr dort, wo die drei großen Trauerweiden dicht am Ufer des Flußarms standen.
Genau an dieser Stelle sahen wir einen Menschen, dessen Anblick uns den Atem verschlug…

***

Der Aufprall erwischte das Boot bei voller Fahrt, und Rod Cresswell hatte plötzlich den Eindruck, in einem Alptraum zu stecken, aus dem er nicht mehr rauskam.
Er begriff im ersten Moment nicht, daß es sein Boot erwischt hatte, das durch den plötzlichen Stoß aus der Richtung gekommen und zum linken Ufer hin abgedriftet war.
Der Mann konnte nicht so schnell umdenken, als der Bug bereits die weiche Böschung rammte. Das Boot steckte fest!
Rod hatte nichts gesehen oder nicht viel. Abgesehen von einem Schatten an der rechten Böschungsseite. Für einen Moment saß er unbeweglich, das Paddel erhoben, als suchte er nach einem Feind, den er damit schlagen konnte.
Der zeigte sich nicht.
Er war aber da, was er in der folgenden Sekunde bewies. Rod vernahm das Klatschen des Wassers am Heck, und dann wurde genau von dort das Boot in die Höhe gewuchtet.
Cresswell riß die Augen weit auf. Sein Mund verzerrte sich. Er spürte, wie es heiß und kalt zugleich durch seinen Körper strömte, und in den Sekunden des Begreifens drehte die Kraft am Heck des Bootes die Beute nach links und kippte es.
Rod fiel ins Wasser und berührte sogar den Grund.
So mancher hätte sich über die Abkühlung gefreut, er jedoch nicht. Er hatte das Gefühl, in einen kalten Schlamm geglitten zu sein, in dem zahlreiche Arme steckten, die einzig und allein ihn haben wollten.
Um ihn herum wurde es stockfinster, und er verlor die Orientierung, während er mit den Händen den Grund aufwühlte. Seine Gedanken arbeiteten klar. Er wußte genau, daß sein Boot nicht von allein gekippt war, jemand hatte es auf ihn abgesehen, und er wollte auf keinen Fall, daß er diesem Feind in die Arme lief.
Deshalb zog er die Beine an und wollte so rasch wie möglich aus dem Gefahrenbereich wegkommen. Zuerst aber mußte er an die Oberfläche, um Luft zu holen.
Der andere war ihm im wahrsten Sinne des Wortes auf den Fersen, denn Rod verspürte einen Schlag oder eine Berührung an seinem linken Fuß. Bevor eine Klaue jedoch zupacken konnte, hatte er das

Bein angewinkelt und sich wieder einen Stoß gegeben.

Der brachte ihn in Richtung Oberfläche.

Noch einmal schwimmen, sich abstoßen, dann schoß sein Kopf hoch ins Freie. Nun schüttelte er sich das Wasser aus den Haaren.

Sein Boot trieb kieloben. Auch das zweiblättrige Paddel schaukelte auf den Wellen, nicht mal weit von ihm entfernt. Nur seinen Gegner sah er nicht.

Rod wollte nur das rettende Ufer erreichen, warf seinen Körper nach vorn und kraulte los. Er wühlte das Wasser zu grünlichem Schaum auf, und mit einem schnellen Griff schaffte er es, das Paddel in seinen Besitz zu bringen. Er dachte daran, daß er jetzt über so etwas wie eine Waffe verfügte, und die wollte er auch nicht loslassen.

Eine Hand umklammerte plötzlich seinen linken Fußknöchel!

Zwar hatte Rod damit gerechnet, als es jedoch passierte, schrie er auf, und sein Körper wurde wieder in die Tiefe gezogen.

Cresswell konnte noch einmal tief Luft holen, dann schlug die Brühe wieder über ihm zusammen.

Er sackte dem Grund entgegen. Diesmal allerdings nicht freiwillig, denn die Hand zerrte ihn in die Tiefe. Er wußte, daß seine Chancen nicht überwältigend waren. Klar, er konnte sich wehren, er konnte kämpfen, aber der andere war ebenfalls verdammt stark, denn er ließ nicht los.

Die Hand wirkte wie eine Zwinge. Rod wollte auf keinen Fall, daß auch der rechte Knöchel umklammert wurde. Noch konnte er das Bein bewegen, und er trat immer wieder zu. So hart und schnell er konnte, aber jeder Tritt wurde durch den Druck des Wassers gebremst.

Einen Widerstand erwischte er trotzdem, trat noch einmal zu und drehte dann den Oberkörper unter Wasser nach vorn. Rod war ein geschickter Schwimmer, zudem ein guter Taucher, der genau wußte, wie man sich im Wasser verhielt.

Er schaffte die Rolle.

Das Paddel hatte er nicht losgelassen. Er stieß es nach vorn, traf aber keinen Widerstand, hielt die Augen weit offen, und in der Brühe konnte er zum erstenmal seinen Gegner sehen.

Viel war nicht zu erkennen.

Eine schwache Gestalt, die heller schimmerte. Er dachte daran, daß der andere ja auch Luft holen mußte, aber noch hielt er es unter Wasser sehr gut aus.

Mit beiden Händen hielt der Mann das Paddel fest.

Dann stieß er es nach vorn.

Treffer. Wäre es ein Messer mit breiter Klinge gewesen, hätte es den Körper aufgeschlitzt, so aber stieß es ihn nur zurück und prallte im Prinzip ab.

Aber der Griff lockerte sich für einen Moment.

Es war mehr Zufall, daß Rod es spürte. Sein Bein zuckte kurz hoch, dann war er frei. Das war auch nötig, denn er brauchte Luft.

Er stieß die Arme in die Höhe, zog die Beine an, streckte sie noch einmal aus und diese angstvolle Sekunde verging, ohne daß sein Feind noch einmal nachgefaßt hätte.

Rod Cresswell tauchte wieder auf.

Luft! Luft!

Er gurgelte, keuchte und hustete. Wasser strömte in seinen Mund. Er hielt das Paddel fest, und die roten, nicht erklärbaren Kreise und Figuren verschwanden allmählich vor seinen Augen, so daß er wieder klarer sehen konnte.

Rod befand sich in der Flußmitte. Er legte sich auf den Rücken und schwamm ein Stück weiter. Daß sein Gegner nicht aufgegeben hatte, stand für ihn fest, aber er befand sich noch immer unter Wasser und schien ohne Luft auszukommen.

Das Ufer war wichtig.

Er mußte raus aus dem Wasser, denn richtig wehren konnte er sich nur an Land.

Das Boot wollte er später holen, jetzt ging es um sein Leben.

An der linken Seite schoß plötzlich die Welle wie eine helle, grünliche Glaswand hoch. Und in ihr sah Rod Cresswell für einen Moment die helle Gestalt, die sich mit dem gleichzeitigen Zusammenfallen der Welle nach vorn warf.

Der andere fiel auf ihn nieder.

Cresswell wurde unter Wasser gedrückt.

Der andere ebenfalls, aber seine Hände gingen dabei auf Wanderschaft und suchten die Kehle des Mannes.

Wenn sie zugriffen, war es vorbei.

Rod wußte das.

Er kämpfte.

Er schlug mit der Faust gegen den Schädel der anderen Gestalt und wuchtete das Paddel in den Körper. Auch wenn der andere Schmerzen verspürte, aus seinem Mund drang kein Laut. Er hielt sich zurück und spuckte Wasser.

Der Kampf ging weiter.

Nathan wollte den Tod des Ruderers, aber Rod Cresswell wollte einzig und allein überleben.

Durch seine wilden Bewegungen gelang es ihm, sich zu befreien, dabei hatte er das Glück, auf dem Bauch zu liegen. Mit schnellen und wilden Bewegungen kraulte er dem Ufer entgegen.

Er mußte alles einsetzen, wollte er dem Grauen entkommen. Nachdenken konnte er nicht. Er hatte sein Gehirn abgeschaltet, denn es ging ums reine Überleben.

Diesmal hatte er Glück. Mit einem letzten Stoß seiner Beine schoß er

vor und prallte dabei gegen die weiche Böschung. Daß sie verflixt steil war, störte ihn in diesem Augenblick nicht, er würde da schon hochkommen. Auf allen vieren versuchte er es. Das Paddel hielt er fest. Wasser rann von seinem Körper. Auf dem Untergrund der Böschung wuchs zum Glück nicht nur das feuchte und glatte Gras, es gab auch kleinere Sträucher, die so stark waren, daß sie sein Gewicht halten konnten.

Mit der linken Hand griff er zu, in der rechten hielt er nach wie vor das Paddel, und das war auch gut so, denn sein Gegner ließ ihn nur einen Schritt weit kommen.

In seinem Rücken hörte er noch das Klatschen des Wassers, dann war die verdammte Hand wieder da, die Rods Knöchel umklammerte. Ein heftiger Ruck wuchtete ihn zu Boden. Mit dem Bauch zuerst prallte er auf. Die verdammte Hand zerrte an seinem Bein, und er glitt wieder ein Stück zurück.

Rod hätte vor Wut schreien können, aber diese Geräusche erstickten, als er mit dem Gesicht zuerst über den feuchten Boden glitt und der Dreck in seinen offenen Mund drang.

An ihm hielt sich der andere fest, um das Wasser endgültig zu verlassen. Beide konnten auf der Schräge nicht stehen. Wenn sie kämpften, dann im Liegen, und Nathan wollte nicht aufgeben.

Er lag jetzt ziemlich günstig, dicht neben dem anderen, und er schlug mit seinem Arm einen Bogen, bekam Rod zu packen und riß ihn herum.

Plötzlich lag Cresswell auf dem Rücken, und zum erstenmal sah er, wie sein Feind wirklich aussah.

Sein Herz setzte bei dem Anblick, vor Schreck ein paar Schläge aus.

Über sich sah er ein Geschöpf, das ebenso naß war wie er, bei dem allerdings kein Wasser aus irgendwelchen Haaren rann, denn Haare hatte es keine. Der Kopf war kahl und schien eingeölt worden zu sein.

Vielleicht lag Rod Cresswell nur zwei, drei Sekunden still, aber in dieser kurzen Zeitspanne erlebte er das Grauen und verstand die Welt nicht mehr, denn was dieser Mensch für ein Gesicht hatte, das wollte ihm nicht in den Kopf.

Es war glatt, okay, das nahm er noch hin, nicht aber dieses schiefe und starre Totengrinsen. Der Mund war verzerrt, Wasser rann hinein. Seine Blicke wirkten furchtbar, grauenhaft und leer.

Es war nicht der Blick eines Wahnsinnigen, auch nicht der eines Teufels, dieser Blick war einfach nicht zu beschreiben, und er ging Cresswell unter die Haut.

Rod hatte die Chance verpaßt, sich zu befreien. Er war vielleicht eine Sekunde lang zu starr gewesen, was sein Feind ausnutzte.

Er schlug plötzlich zu. Die Hand hatte er dabei gekrümmt.

So erwischte er Rods Gesicht.

Diesmal konnte er nicht anders, er mußte schreien, denn die Fingernägel rissen blutige Streifen in die Haut.

Rod hatte den Eindruck, als wäre sein Gesicht mit einem Feuerstrahl malträtiert worden. Das Blut rann ihm in die Augen. Ihm wurde bewußt, daß er sich auf der Verliererstraße befand und jetzt etwas tun mußte.

Die Hand löste sich wieder. Sie schwebte für einen Moment über seinem Gesicht, bereit für einen neuen Angriff, und dicht neben ihr starrte das Gesicht mit dem Totengrinsen auf Rod.

Was er tat, vollzog er kaum nach.

Er wuchtete seinen Kopf in die Höhe. Es war die einzige Chance, die er hatte.

Seine Stirn prallte gegen das andere Gesicht. Er traf die Nase, er traf die Stirn. Ob da irgend etwas zu Bruch gegangen war, wußte er nicht, er sah nur, wie das Gesicht nach hinten wegzuckte und der Körper die Bewegung mitmachte.

Nathan fiel gegen die Böschung, die glatt war, die ihm keinen Halt bot, und deshalb rutschte er nach unten.

Er hatte es nicht weit bis zum Rand des Gewässers. Zwar schlug er um sich, die Hände klatschten auch gegen den feuchten Untergrund, aber dort fanden sie keinen Halt.

Er tauchte ein.

So lange hatte Rod Cresswell gewartet. Er kam sich dabei wie ein Masochist vor, denn als letztes nahm er noch das grinsende Leichengesicht wahr, bevor es vom Wasser verschluckt wurde.

Er selbst warf sich herum.

Auf dem Bauch krabbelte er in die Höhe, dem Ende der verdammten Böschung entgegen.

Ich muß es schaffen! spornte er sich an. Ich darf nicht mehr abrutschen. Wenn das passiert, bin ich verloren. Die Schmerzen in seinem Gesicht ignorierte er.

Rod wunderte sich, welch eine Energie noch in seinem Körper steckte.

Wahrscheinlich war es die Angst vor dem Tod, die diese Kräfte hatte freiwerden lassen. Er war fix und fertig, keuchte wie wild. Da er auf dem Untergrund robbte, drangen ihm Blätter, Gras, Dreck und Ameisen in den Mund. Es war für ihn egal, er wollte nur das Ende dieser schiefen Ebene erreichen. Der Schmutz verunreinigte auch die Wunden in seinem Gesicht.

Immer wieder schlug er die Arme hoch, krallte sich fest, schaute nicht zurück, befürchtete aber, zum drittenmal von dieser verdammten Klaue erwischt zu werden.

Das passierte nicht.

Er schaffte es.

Rod fühlte, daß er schreien mußte, als er die Böschung hinter sich gelassen hatte. Es glich einem Wunder, doch er beließ es nicht dabei, sondern wuchtete sich mit dem letzten Rest an Kraft in die Höhe, um auf den eigenen Beinen seinen Weg fortsetzen zu können.

Wer immer auch sein Feind war, so leicht würde diese Gestalt nicht aufgeben. Er hatte Mühe, sich auf den Füßen zu halten. Er stolperte, er holte Luft, die Lungen schmerzten, und die Schwäche steckte wie Pudding in ihm.

Er kam nicht sehr weit. Fehlende Kraft zwang ihn, einfach stehenzubleiben.

Auf der Stelle drehte er sich um, den Mund weit aufgerissen, wobei er den keuchenden Lauten zuhörte, die über seine Lippen drangen. Auch ein anderes Geräusch bekam er mit. Er kannte es, wußte es aber in seinem Zustand nicht richtig einzuschätzen. Mit einer schwerfälligen Bewegung drehte er sich diesem Geräusch entgegen, und plötzlich sah er, wie ein Auto auf ihn zufuhr.

In einer hilflos anmutenden Bewegung streckte er dem Wagen die Hände entgegen, als könnte er es so aufhalten, aber das war nicht möglich. Außerdem war es mit seinen Kräften vorbei. Die Beine gaben endgültig unter ihm nach, und er fiel zu Boden…

***

Wir hatten alles genau gesehen, als hätte jemand einen Film vor uns abgespult, bei dem es allerdings nur einen Hauptdarsteller gab, einen uns fremden Mann.

Er sah schrecklich aus. Auf seinem Gesicht klebte eine Schicht aus Blut und Erde, und wir sahen auch, daß dieser Mann am Ende seiner Kräfte war. Er konnte sich nicht mehr halten. Mit einer verzweifelt anmutenden Bewegung sackte er zusammen. Seine vorgestreckten Arme prallten zuerst auf den Boden.

So blieb er liegen.

Natürlich hatte ich den Wagen gestoppt. Wir rissen die Türen auf und waren blitzschnell draußen.

Obwohl Nathan nirgendwo in der Nähe zu sehen war, gingen wir davon aus, daß er indirekt mit dem Zustand des Mannes zu tun hatte, der stöhnend auf dem Boden lag, nicht weit von den Vorderreifen entfernt. So wie er konnte auch ein Radsportler angezogen sein, aber dieser Mann war über die Böschung hinweggeklettert, das hatten wir noch mitbekommen.

Während Suko und ich uns um den Fremden kümmerten, dachte Jane praktischer. Sie tauchte wieder in den Wagen zurück und holte den Verbandskasten hervor.

Inzwischen hatten wir den Mann auf den Rücken gedreht und auch zur Seite gezogen, so daß er unter sich das weiche Gras spürte. Er war

nicht bewußtlos geworden, sondern erschöpft. Aus weit aufgerissenen Augen schaute er uns an. Seine Lippen bewegten sich, ohne daß er sprach, und nur weinerliche Laute drangen aus seinem Mund.

»Laßt mich mal!« sagte Jane. Sie drängte uns zur Seite und kümmerte sich um den Verletzten.

Mit einem Tuch tupfte sie ihm das Gesicht ab. Der Dreck mußte aus den Wunden entfernt werden.

Der Mann zuckte einige Male zusammen. Es tat sicherlich weh, und es würde noch mehr schmerzen, wenn Jane die Wunden desinfizierte.

Suko und ich standen wieder. Beide brauchten wir nichts zu sagen. Durch ein Nicken machte mir Suko klar, was er meinte, und ich folgte ihm zu der Trauerweide.

Jetzt konnten wir aus einer gewissen Höhe auf den Flußarm schauen. Das Wasser war noch aufgewühlt. Es schlug Wellen. Kieloben trieb ein schmales Boot. Ein Paddel schaukelte ebenfalls auf den Wellen. Ich wurde den Eindruck nicht los, daß sich in dieser trüben Brühe jemand versteckte.

Auch Suko verfolgte diesen Gedanken, denn er sagte: »Ich denke, wir sollten mal näher an das Wasser herangehen.«

Ich war einverstanden.

Schräg rutschten und stolperten wir den Damm hinab.

***

Er hatte es nicht geschafft! Die Beute war ihm entkommen. Der Mann hatte sich wie wahnwitzig gewehrt, und dann war noch das Glück auf seiner Seite gewesen, denn der letzte Tritt hatte Nathan zurück in das Wasser geschleudert.

Dort war er untergetaucht!

Er fühlte sich in der Tiefe nicht unwohl, denn sie war für ihn wie ein Versteck, aber er wußte auch, daß er etwas unternehmen mußte, wollte das Opfer noch lebendig kriegen. Seine Gedanken kreisten um den Tunnel, der ausgebaut werden mußte.

Er durfte nicht schwächer werden, sonst fiel er zusammen. Deshalb die Toten, deshalb auch die Morde.

Er schwamm wieder hoch.

Das Schwimmen hatte Nathan zwar nie gelernt, aber er konnte es. Er wußte instinktiv, wie er sich bewegen mußte. Von der Flußmitte aus schaute er zum Ufer zurück, wo er und der andere gekämpft hatten.

Aus seinem grinsenden Maul drang ein jaulender Laut, als Nathan sah, daß der Mann es geschafft hatte. Er quälte sich mühsam die Böschung hoch und war bereits ziemlich weit von ihm entfernt.

Uneinholbar?

Daran dachte Nathan nicht, denn er sah zudem, welche Mühe der andere hatte. Es lag nicht allein an der Steilheit des Weges, auch an

seinen eigenen Kräften, die ihn verlassen hatten.
Nathan freute sich diebisch. Er würde den toten Flußarm an einer anderen Stelle verlassen und dem Opfer den Weg abschneiden. Dann hatte der Mann keine Chance.
Plötzlich zuckte Nathans Kopf wie der einer Puppe, die einen Stoß erhalten hatte. Es war eine Reaktion auf ein Geräusch, das an seine Ohren gedrungen war.
Es war ihm nicht fremd, er kannte es gut. Dieses Geräusch konnte nur von einem Auto stammen, das sich dem Mann näherte. Der hatte die Böschung jetzt hinter sich gelassen und stolperte mit schwerfälligen Bewegungen vor sich hin.
Ein Auto.
Ein Auto, in dem jemand saß!
Wenn es so etwas wie einen Alarm gab, dann schlug diese Klingel jetzt in seinem Kopf an.
Jemand kam.
Er spürte ihn.
Es war der Mann, den er nicht kannte, den er aber haßte, weil er die Frau befreit hatte.
Ein Gegner, ein Feind. Vielleicht sogar ein tödlicher Feind, der sich nun in seiner Nähe aufhielt.
Nathan bekam keine Angst, es war nur die Vorsicht, die ihn zwang, weiterzuschwimmen, auf das andere Ufer zu, wo er sich verstecken konnte.
Das tat er auch.
Gräser und Schilf gaben ihm den nötigen Schutz. So leicht war er nicht zu entdecken, und wenn sie ihn sahen, würde er über die Böschung hinweg fliehen.
Er hörte Stimmen.
Leise wehten sie zu ihm herüber, und Nathan erfuhr, daß sie über ihn sprachen…

***

Suko und ich standen dort, wo das Wasser beinahe unsere Füße berührte, und wir schauten über die Breite des toten Flußlaufs hinweg zum anderen Ufer hin. Wäre ich Nathan gewesen, so hätte ich mich dort versteckt, mich in den Schlamm gedrückt oder wie auch immer.
»Ist er da?« fragte ich halblaut.
»Darauf kannst du dich verlassen, John. Ich vermute sogar, daß er uns beobachtet.«
»Dann sollte er sich zeigen.«
»Was willst du tun?«
»Ich würde auf ihn schießen.«
»Wäre sicherlich nicht schlecht. Verdient hat er es zumindest, dieser

Hundesohn.«

Es lag auf der Hand, daß wir von Emotionen geschüttelt wurden, aber wir hatten Pech, Nathan blieb verschwunden. Womöglich machte er sich über unsere Ratlosigkeit lustig. Wir konnten auch nicht davon ausgehen, daß er sich noch an unserer Uferseite aufhielt. Wenn er schlau war, hatte er sie gewechselt, und so beobachteten wir mehr die andere Seite.

Eine Straße jenseits der Böschung existierte nicht. Dafür wurde der Weg des Wassers von dichtem Buschwerk flankiert, aus dem hin und wieder ein Baum hervorwuchs, zumeist ein niedriges Gewächs.

Ich hatte nicht auf die Uhr geschaut, aber meiner Schätzung nach war ungefähr eine Minute vergangen, als wir von Jane angesprochen wurden.

»Es war Nathan«, sagte sie.

Ich drehte mich um. Sie stand vor der Böschung und nickte uns zu. »Rod Cresswell hat es mir gesagt. Er ruderte und wurde praktisch von dort aus angegriffen, wo ihr jetzt steht. Da muß der Killer auf ihn gelauert haben.«

»Hat er zu erkennen gegeben, was er wollte?« fragte ich.

»Nein, davon hat Rod nichts gesagt. Natürlich wollte er ihn töten, aber gesprochen haben die beiden nicht miteinander.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Was wollt ihr tun? Noch warten?«

»Ja, denn ich habe das Gefühl, von ihm beobachtet zu werden. Der kann noch nicht weit sein.«

Jane nickte. »Das denke ich auch.« Sie beugte sich vor und legte die Handflächen gegen die Oberschenkel. Aus dieser Position hervor schaute sie über das Wasser hinweg.

Ich wollte meinen Blick von ihr abwenden, als ich den Ausdruck in ihrem Gesicht sah. Er war plötzlich erschienen, und ich schätzte ihn als eine Mischung aus Staunen und Überraschung ein.

»Da ist er, John!« Janes rechter Arm schnellte nach vorn und zeigte in eine bestimmte Richtung.

Das Ziel lag am anderen Ufer, und dort bewegte sich in Höhe des Wasserspiegels eine Gestalt.

Es war Nathan, und er starrte aus seinen kalten und leeren Totenaugen zu uns rüber…

***

Der Griff zur Waffe erfolgte bei mir automatisch, und auch Suko holte die Beretta hervor.

Das Ziel war da, aber es war zu weit entfernt. Zudem deckte es noch das hohe Gras, das der Killer nicht verließ. Er malte sich auch nur schattenhaft dahinter ab. Es kam schon mehr einem Zufall gleich, daß

wir ihn überhaupt sahen.
Wir mußten hin.
Über den toten Flußarm wollte ich nicht schwimmen, die Entfernung ließ sich auch anders verkürzen. Suko und ich liefen auf der Böschung in die andere Richtung, wobei unsere Füße mehr als einmal im Wasser und im Schlick verschwanden. Wenn wir ihm direkt gegenüberstanden, würden wir ihn schon treffen!
Aber Nathan wußte Bescheid.
Plötzlich setzte er sich in Bewegung. An der gegenüberliegenden Seite krabbelte er auf allen vieren hoch, und er war verdammt schnell. Dabei wurde er von dem hohen Gras abgeschirmt, so daß wir ihn nicht genau vor die Mündungen bekamen.
Um zielen und schießen zu können, mußten wir stehenbleiben. Das war auf dem glatten Untergrund gar nicht so einfach, doch dann bellten Sukos und meine Waffe auf.
Sie erwischten Nathan nicht.
Er war zu schnell, blieb immer dicht am Boden, und auch die Entfernung war für einen Pistolenschuß nicht eben ideal.
Ich versuchte es trotzdem.
Die Kugel schlug ein, aber nicht in den Körper, sondern irgendwo in die Böschung, dessen Ende Nathan jetzt erreicht hatte. Er kauerte auf dem Boden. Bestimmt nicht lange, aber das sahen wir nicht, denn wir standen tiefer.
Das andere Ufer dagegen sahen wir gut, aber eben nicht Nathan. Er war uns wieder mal entwischt, und es gab für ein Versteck da drüben die idealen Voraussetzungen.
Mit verbissenen Bewegungen steckten wir unsere Waffen weg und mußten uns die Niederlage eingestehen. »Wenn er so weitermacht«, sagte Suko, »spielt er mit uns Katz und Maus.«
»Du hättest ihn vielleicht stoppen können.«
»Ich? Wieso?«
Mein Finger wies auf Sukos Brust. »Du bist doch der Träger des Stabs. Er wäre zumindest für fünf Sekunden aufgehalten worden.«
»Stimmt. Aber in der Zeit hätte ich den Fluß nicht durchschwimmen können.«
Ich blieb bei meiner Meinung. »Es wäre trotzdem besser gewesen.«
Der Ansicht war Suko auch, gab es allerdings nicht zu. Ich sah nur, wie er sich ärgerte.
So ist das nun mal im Leben. Man hat Möglichkeiten, aber man denkt in den entscheidenden Augenblicken nicht immer daran, sie einzusetzen. So war es uns hier ergangen.
Wir kehrten zu Jane Collins zurück, die alles beobachtet hatte und nicht eben glücklich aussah. »Das war ja wohl ein Schlag ins Wasser, nicht wahr?«

»Hör auf«, sagte ich nur und lehnte mich gegen den Rover. Ein Stück entfernt, mit dem Rücken gegen einen Baum gelehnt, saß der Ruderer. Er war wieder zu Kräften gekommen. Zudem hatte Jane sein Gesicht so gut wie möglich gereinigt und die Wunden auch verpflastert. Der Mann starrte ins Leere. Es würde sicherlich lange dauern, bis er seine Erlebnisse verkraftet hatte.

»Habt ihr denn wenigstens die Schlußfolgerung aus eurer Niederlage gezogen?« Jane ließ nicht locker. Klar, sie war wütend, was wir auch verstanden.

Ich hob nur die Schultern. Suko aber fragte: »Welche Schlußfolgerung hätten wir denn ziehen können oder sollen?«

»Keine Ahnung. Ich meine nur, daß er sich wahrscheinlich nicht so leicht absetzen wird. Er scheint sich in dieser Umgebung wohl zu fühlen, sonst hätte er mehr Distanz zwischen sich und der Klinik gebracht und nicht auf Rod gelauert.«

Da mußten wir ihr recht geben. Auch ich dachte daran, daß er hier ein für ihn günstiges Umfeld besaß. Aber es war einfach zu groß, als daß wir drei es hätten durchsuchen können. Als Alternative gab es wirklich nur die Fahndung.

»Er darf keine Menschen mehr töten«, sagte Suko. »Wir sollten ihn jagen und jagen lassen.«

»An wie viele Menschen hast du gedacht?«

Suko schaute mich an und hob die Schultern. »Hundert unter Umständen?«

»Wäre zu machen…«

»Aber?«

Ich zeigte zum Himmel. »Schau dir mal die Wolken an. Die werden immer dichter und dicker. Hinzu kommt die Schwüle. Wir müssen mit einem Gewitter rechnen. Es wird dunkel werden. Da kann selbst eine Hundertschaft Polizisten nichts ausrichten. Bis die Männer hier eingetroffen sind, vergeht auch noch Zeit. Wenn ich darüber nachdenke, ist es der falsche Weg.«

»Und der Tunnel wird stärker«, sagte Jane leise.

»Verdammt noch mal, ich kann es nicht ändern!« Ich wollte Jane nicht so anfahren, aber ich war wütend über mich selbst, und der Frust mußte irgendwo raus. Wir waren eiskalt genarrt und ausgepokert worden. Einmal nur hatten wir einen Sieg erringen können, als ich Jane durch das Kreuz wieder zurück ins »Leben« geholt hatte.

Es sah nicht so gut aus.

»Ein Toter geht ja schon auf sein Konto«, bemerkte Suko. »Es war der Wächter oder der Pfleger. Da tat er wieder etwas für seinen verdammten Tunnel.«

»Stimmt«, sagte Jane. »Und ich frage mich nicht nur, was das

überhaupt für ein Tunnel ist, obwohl ich ihn ja gesehen habe, viel interessanter ist für mich die Frage, wo dieser Nathan herkommt, wer er ist. Habt ihr euch darüber schon Gedanken gemacht?«

»Ja«, gab Suko zu, »allerdings ist uns keine Lösung eingefallen, wenn wir ehrlich sind. Oder, John?«

»So ist es.«

»Aber er ist ein Mensch!« sagte Jane. »Irgendwo schon.«

»Was willst du damit sagen?«

»Er könnte auch ein Geschöpf des Teufels sein«, meinte Suko.

»Oder eine Kreatur der Finsternis.«

Jane starrte mich an. »Meinst du?«

»Wir müssen alles in Betracht ziehen, auch die Tatsache, daß er möglicherweise ein Geistwesen ist, das menschliche Gestalt angenommen hat. So etwas gibt es. Ich denke da an unsere Erfahrungen mit gewissen Engeln. Engel, die auf Abwege geraten sind, die über lange Zeiträume verschwunden waren, die eigentlich erst die Existenz der Kreaturen der Finsternis wieder hochgespült hat. Jedenfalls schafft es dieses Wesen, sich auf zwei Ebenen zu bewegen, und das kann verdammt ins Auge gehen.«

Jane schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, daß er mir als normalstoffliche Gestalt erschienen ist, als ich durch den Tunnel schwebte. Da war er ebenso feinstofflich wie ich, denn ich habe ja auf meinen eigenen Körper geschaut.«

»Jane hat recht«, sagte Suko »Er kann sich beherrschen, und er kann sich gleichzeitig in zwei Welten bewegen. Denk mal nach. Da sitzt jemand in einer Anstalt, ist sowieso schon abgeschottet, schottet sich aber gleichzeitig noch vor den geringen Vergünstigungen ab. Warum tut er das? Weil er mit sich selbst zufrieden ist und auf einer anderen Ebene seinen Auslauf hat.«

Jane trommelte mit den Fingern auf das Blech des Rovers. »Und wo sollen wir ihn stellen? Bisher ist ja alles in die Hose gegangen.« Jane sprach mit einer Stimme, in der so etwas wie Genugtuung mitschwang.

»Wenn man dich so hört«, sagte ich, »könnte man glauben, daß du auf die andere Alternative spekulierst.«

»Kann sein.«

»Ach, das möchte ich aber genauer wissen.«

»Wir würden es nur herausfinden, wenn einer von uns stirbt, John.«

Ich starrte sie an. Auch Suko schaute direkt in ihr Gesicht, in dem sich nichts bewegte.

»Bitte?«

»Du hast mich genau verstanden, John. Wenn einer von uns stirbt und dann reanimiert wird, könnte es in der Zwischenzeit zu einer Begegnung mit ihm kommen.«

»Schön. Und wer soll sich opfern?«

Sie hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Aber es müßte unter der Aufsicht eines Fachmanns geschehen.«

»Du warst ja schon irgendwie tot«, sagte Suko.

»In der Tat, und ich möchte es auch nicht wieder erleben. Aber es ist nur ein Vorschlag meinerseits, eine Möglichkeit, das weiß ich. Wichtig ist jetzt, daß wir von hier verschwinden und Rod Cresswell zu einem Arzt schaffen.«

Da hatte sie recht. »Kümmere du dich darum«, bat ich sie und stieg in den Wagen.

Was Jane gesagt hatte, ging mir nicht aus dem Kopf. Es kam mir vor wie eine geistige Fessel. War das eine Alternative? Würden wir ihn so herbeilocken können? Würde Nathan spüren, daß ein Astralleib den Körper verlassen hatte?

Es konnte sein, mußte aber nicht. Aber es mußte gewährleistet sein, daß der »Tote« wieder durch die moderne Medizin zurück ins Leben gerufen wurde.

»So nachdenklich?« fragte Suko, als er sich auf den Beifahrersitz hockte.

»Ja, das bin ich.«

»Dir geht Janes Vorschlag nicht aus dem Kopf, wie?«

Ich hob die Augenbrauen. »Dir denn?«

»Nein.«

»Dann würdest du das Risiko eingehen?«

»Du auch?«

»Ich habe dich gefragt.«

»Es wäre ein Experiment.«

Ich schaute gegen die Scheibe und entdeckte mein eigenes Gesicht verschwommen darin. »Irgendwann habe ich mal in der Schule mitbekommen, daß ein Experiment eben ein Experiment ist und keine hundertprozentige Sicherheit bietet.«

»Wie alles im Leben.«

»Klar.«

»Wir haben ja noch Zeit, darüber nachzudenken«, sagte Suko und zeigte ein Lächeln.

»Nicht mehr lange«, murmelte ich.

Jane hatte ihren Schützling zum Wagen geführt. Der Mann fror trotz der Schwüle.

Ich stieg noch einmal aus und holte aus dem Kofferraum eine Decke, die ich Cresswell umhängte, als er neben Jane auf dem Rücksitz seinen Platz gefunden hatte.

Er bedankte sich mit leiser Stimme. Ich schaute ihm ins Gesicht. »Was ist mit den Schmerzen?«

»Sie lassen sich ertragen.«

»Wir werden Sie trotzdem jetzt zu einem Arzt fahren. Ich denke, daß wir im nächsten Ort einen finden.«

»Bestimmt.«

Ich nahm wieder hinter dem Lenkrad Platz und startete. In unserer Umgebung rührte sich nichts. Es war still, es gab keine Bewegung, wir hörten nichts, und trotzdem hatten wir das Gefühl, nicht allein zu sein.

Irgendwo lauerte Nathan.

Aufgeben würde er nicht. Ich konnte nur hoffen, daß er sich auf uns konzentrierte und andere, unschuldige Menschen außen vorließ, denn wir waren seine Feinde, die er vernichten mußte.

Hoffentlich hatte er das begriffen!

***

Sie hatten auf ihn geschossen. Sie hatten es tatsächlich gewagt. O wie er sie dafür haßte.

Nathan war außer sich, als er den Kanal in seinem Rücken wußte und geduckt auf ein vor ihm liegendes Rapsfeld zuhetzte, das wie gelb angestrahlter Schnee leuchtete.

Er ging schnell, aber er bewegte sich dabei nicht so weiter wie ein Mensch. Sein Gang wirkte plump, und er kannte auch den Grund.

Er war aufgeregt.

Er war nervös.

Er wußte jetzt nicht, wie er reagieren sollte. Er überlegte, auf welcher Seite er nun stand. Auf der menschlichen oder auf einer anderen? Er war ja jemand, der pendeln konnte. Ihm war ein Tunnel überlassen worden. Er gehörte ihm allein, er trug die Verantwortung, und es hatte immer gut geklappt. Bis heute.

Nathan erreichte das Rapsfeld und verkroch sich darin. Er war nicht mehr zu sehen, er wollte Ruhe haben, um über alles nachdenken zu können. Die Probleme waren vorhanden, sie mußten nur noch gelöst werden. Seine Probleme bestanden aus drei Personen, die nicht lockerlassen würden. Sie würden es nicht zulassen, daß er einen Tunnel noch verstärkte, damit weitere Seelen aufgefangen werden konnten, um sie denen zu übermitteln, die darauf warteten.

Was kann ich ändern? Was muß ich ändern?

Es hatte sich einiges verändert. Nicht allein, daß man ihn jagte, er war dieser Klinik entronnen, was ihm nicht so recht gefiel. Denn in seiner Zelle hatte er sich unwahrscheinlich wohl gefühlt. Dort war man ihm nicht auf die Spur gekommen. Von dort aus hatte er seinen Geist wandern lassen, aber er gab auch zu, sich eine falsche Person ausgesucht zu haben. Diese Frau hätte er in Ruhe lassen sollen. So waren ihm die anderen durch sein eigenes Zutun auf die Schliche gekommen.

Aber - er lebte noch. Und er würde weitermachen. Die Kugeln hatten ihn nicht getroffen, sie hatten nur seinen Haß noch tiefer in ihn eingegraben. Das eigentliche Vorhaben mußte er zunächst zurückstellen, sondern mehr indirekt arbeiten. Er würde sich keine fremden Personen holen, sondern diejenigen, die er als seine Todfeinde ansah. Sie mußten ja etwas unternehmen. Sie würden ihn suchen, vielleicht auch finden, und das war seine Chance.

Ja, er würde nicht ausweichen.

Nathan erhob sich. Er schaute über den Raps hinweg in die Landschaft. Bis zum Einbruch der Dunkelheit würde noch genügend Zeit verstreichen, obwohl der graue Himmel die Welt schon dunkler gemacht hatte.

Verstecken konnte und durfte er sich nicht. Auch wenn er sie nicht mit den eigenen Augen sah, irgendwo mußte er schon in ihrer Nähe bleiben. So etwas war für ihn machbar.

Mit diesem Gedanken verließ er sein Versteck…

***

Wir hatten nicht sehr weit zu fahren brauchen und waren in einen kleinen Ort hineingerollt, den wir vom Namen her kannten. Es war auch möglich, daß wir ihn schon einmal durchfahren hatten, aber zumindest ich erinnerte mich nicht an ihn.

Zudem war er typisch englisch, ideal für Touristen. Da gab es die alten, nicht sehr hohen Häuser mit den Erkerfenstern, den hell gestrichenen Rahmen, den sauberen Scheiben und dem grünen Efeuschmuck an den Hauswänden.

Torbögen führten in kleine Gassen, die für den Verkehr gesperrt waren.

Dafür hatten die Wirte der Pubs und anderer Lokale Tische und Stühle nach draußen gestellt, um ihre Gäste dort bedienen zu können, und der Zulauf war sehr gut. Freie Plätze gab es kaum noch.

Das Leben lief in einer gewissen Ruhe ab. Hektik war hier ein Fremdwort.

Wir aber wollten nicht pausieren, sondern suchten nach einem Arzt. Einen Polizisten fragte ich schließlich, und der Constabler mit dem leichten Bierbauch und dem freundlichen Lächeln gab uns auch bereitwillig Auskunft.

Die Praxis befand sich in einer Nebenstraße. Da sie als Einbahnweg ausgewiesen war, konnten wir auf beiden Seiten in einer Richtung parken. Wir stellten den Rover vor der Praxis ab.

Sie befand sich im Erdgeschoß, und hinter den Fenstern brannte Licht. Über der Tür breitete sich ein Dach mit grünlich schimmernden Pfannen aus, und das Schild des Arztes war unübersehbar an der Hauswand neben der Tür befestigt.

»Ich brauche ja wohl nicht mit«, erklärte ich Jane.
»Nein, eigentlich nicht. Aber was ist der Grund?«
»Ich werde nachdenken?«
»Über deinen Tod?« fragte sie knallhart.
»Ja, so ähnlich.«
»Okay, bis dann.«
Auch Suko blieb zurück. Jane führte ihren Schützling auf die Tür zu, der seine Decke fest um den Körper gewickelt hatte.
»Hatte Jane recht gehabt?« fragte Suko.
»Ja.«
»Dann hast du dich also entschlossen, es wirklich zu tun?«
Ich gab die Antwort nicht sofort; auch dann hob ich nur die Schultern, als ich die Tür aufzog und mich auf den Beifahrersitz hockte. Suko ahnte, daß ich jetzt allein bleiben wollte, und er stieg deshalb nicht ein.
Ich streckte die Beine aus, und meine Gedanken drehten sich nur um das eine Thema. Brachte es wirklich etwas, wenn man mich in den klinischen Tod versetzte, und dies möglichst bald, ohne irgendwelche langwierigen Untersuchungen, ähnlich wie bei einer Notoperation? War es die Sache wert, daß ich dabei mein Leben riskierte?
Der Entschluß fiel mir schwer. Auf der anderen Seite aber brauchte ich mir nur Nathans Bild vor Augen zu holen, dieses festgeklemmte Totengrinsen, dann die verdammten Augen, die mit menschlichen nichts gemein hatten. Und ich wußte ja auch, daß er scharf auf Menschenleben war, um seinen Tunnel zu verstärken.
Wie ein Märtyrer fühlte ich mich nicht. Ich war da schon Realist und konnte das Risiko abschätzen.
Möglicherweise fiel mir der Entschluß auch deshalb etwas leichter, weil ich schon oft Zeitreisen unternommen hatte.
Ich erinnerte mich an die vier Erzengel, die wie Beschützer über mich gewacht hatten, und ich dachte auch an den geheimnisvollen Seher, von dem ich lange nichts mehr gehört hatte.
Eine gewisse Rückendeckung gab es schon, denn ich wurde von gewissen Kräften beobachtet.
Auf eigene Faust konnte ich nicht handeln, deshalb wählte ich die Nummer meines Vorgesetzten wegen der normalen Rückversicherung. Sir James saß noch in seinem Büro. Er erklärte mir, daß er auf meinen Anruf gewartet hatte, und er wollte natürlich wissen, ob wir erfolgreich gewesen waren.
»Leider nein, Sir.«
»Das ist schlecht.«
»Ja, denn er ist uns ein zweites Mal entwischt.« Der Superintendent erhielt von mir einen knappen Bericht, den er sich gelassen anhörte und dann die Frage stellte, auf die ich gewartet hatte.

»Was haben sie jetzt vor?«
»Jane, Suko und ich haben natürlich diskutiert und sind zu dritt zu dem Entschluß gelangt, daß dieser Nathan verdammt raffiniert ist. Wir haben uns dann überlegt, ob wir ihn nicht mit seinen eigenen Waffen schlagen können.«
Da ich eine kurze Pause einlegte, sah sich Sir James genötigt, selbst zu reden. »Das hört sich nach einem zumindest ungewöhnlichen Weg an, John, was ich auch dem Klang Ihrer Stimme entnehmen kann.«
»Das ist es auch, Sir.«
»Reden Sie!«
Ich fiel mit der Tür ins Haus und sagte: »Wahrscheinlich werde ich sterben müssen!«
Schweigen. Pause. Überraschung. Dann ein Schnaufen, danach die Frage. »Sie haben nichts getrunken?«
»Nein.«
»Und ich habe Sie auch richtig verstanden?«
»Das denke ich schon, Sir.«
»Sie wollen«, er räusperte sich, »Sie wollen also tatsächlich sterben, wenn ich alles richtig verstanden habe?«
»Ja, aber nicht so ganz.«
»Wie dann?«
»Klinisch tot, Sir.«
Ich hörte ihn stöhnen. »Auch das noch. Es wird immer besser. Wo soll das noch hinführen?«
»Ich weiß selbst, wie riskant es ist, aber wir haben es hier mit einem Wesen zu tun, mit dessen Existenz ich nicht zurechtkomme. Ich weiß nicht, wie ich es einordnen soll. Es ist vielleicht ein Mensch, vielleicht ein Dämon und vielleicht ein abtrünniger Engel. Jedenfalls hat er Kontakt zum Jenseits. Auf dem Weg dorthin…«
»Wie wollen Sie dorthin gelangen?« unterbrach mich Sir James.
»Nicht ich, mein Astralleib. Es sind ja genügend Berichte von klinisch Toten erschienen. Man weiß also, was da vor sich geht, und etwas Ähnliches habe ich schon hinter mir.«
Die Besorgnis war nicht aus seiner Stimme verschwunden. »Und Sie wollen das freiwillig tun, John?«
»Ja.« Ich wischte über meinen verschwitzten Nacken. »Allerdings nicht ohne ärztliche Hilfe. Ich weiß, daß es Spezialisten gibt für Reanimation, aber ich habe keinen Kontakt zu ihnen, weiß nicht mal ihre Namen. Da habe ich gedacht, daß Sie es für mich in die Wege leiten können, daß eine dieser Kapazitäten mich praktisch begleitet, mich in einen klinischen Tod versetzt, um mich später wieder zurückzuholen.«
Mein Chef schwieg. Dann hörte ich ihn stöhnen. »Sie wollen das ohne große Untersuchung durchziehen?«

»Ja, wie bei einer Notoperation. Ich fühle mich fit, Sir. Außerdem habe ich noch gewisse Freunde, die über mich wachen.«

»Das schon, das schon…«

»Sir, ich muß es tun. Es ist die beste Möglichkeit, Nathan zu fangen. Wir müssen ihn mit den eigenen Waffen und dazu noch in seiner Welt schlagen.«

»Das ist verrückt«, flüsterte Sir James.

»Aber nicht unmöglich.«

»Ich wage es nicht zu beurteilen.«

»Sir, ich brauche die Adresse eines Spezialisten. Sie kennen Gott und die Welt und werden mir da doch helfen können.«

»Ich rufe Sie zurück«, sagte er.

»Danke, Sir.«

Das Gespräch war beendet, und ich fühlte mich wie gebadet, so sehr schwitzte ich.

Suko hatte ebenfalls bemerkt, daß ich nicht mehr sprach, zog die Tür auf und wollte wissen, wie Sir James reagiert hatte.

»Gleich«, sagte ich, »laß mich erst mal raus.«

»Okay.« Mein Freund trat zur Seite und machte mir Platz. Besser war die Luft auch nicht geworden, aber doch nicht so stickig wie im Auto, dem eine Klimaanlage fehlte.

Neben dem Rover blieb ich stehen und zupfte mir die schweißfeuchte, klebrige Jeans von den Beinen. Um Sukos Neugierde zu befriedigen, sagte ich: »Sir James wird zurückrufen.«

»Soll ich das jetzt als positiv oder negativ auffassen?«

»Keine Ahnung. Lieber als neutral. Ich hoffe ja, daß er in seinem Club jemanden kennt, der wiederum mit einem dieser Spezialisten bekannt ist, wie ich ihn brauche.«

»Dann bist du noch immer fest entschlossen…?« fragte der Inspektor.

Ich betrachtete die roten Geranien, die aus einem Topf wuchsen. Er stand neben einer Haustür.

»Richtig, Suko, mein Entschluß gilt unverändert.«

»Sterben«, murmelte mein Freund und fügte hinzu: »Sterben ist auch nicht das Wahre.«

»Ich will mich ja nicht richtig verabschieden.«

»Das Risiko bleibt trotzdem.«

»Da muß ich dem Arzt vertrauen.«

Suko ließ nicht locker. »Ich frage mich, ob es das überhaupt wert ist. Mag Nathan sein, wie er will, John, ich bin der Meinung, daß wir ihn auch so packen.«

Ich pustete die Luft aus. »Da kannst du recht haben, aber er will seinen Tunnel ausbauen. Dafür muß er sich Seelen holen, wie auch immer. Er tötet also, aber dieses Risiko ist mir zu groß, wenn es auch auf eine andere Art und Weise geht.«

Er hob die Schultern. »Du bist erwachsen, aber ich rate dir trotzdem davon ab.«

»Das weiß ich.«

Wir warteten. Auch Jane war noch nicht zurückgekehrt. In dieser schmalen Straße war es ziemlich ruhig. Hin und wieder schaute jemand aus dem Fenster. Zwei Kinder verließen ein Haus und liefen dorthin, wo wir hergekommen waren.

In diesem Ort war man an Fremde gewöhnt. Es lag praktisch an der Strecke zu Schloß Windsor, und das war ein Muß, für Einheimische und Touristen.

Ich fragte mich, was ich unternehmen würde, wenn Sir James keinen Erfolg hatte. Dann standen wir erst mal im Regen und mußten den Killer auf die normale Art und Weise jagen. Allerdings schätzte ich Nathan als schlau genug ein, auch einer gesamten Fahndungsmaschinerie zu entwischen.

»Können wir denn dabeisein?« fragte Suko.

»Sicher.«

»Danke.«

Ich grinste. »Oder willst du mich begleiten?«

»Am liebsten würde ich. Ich habe sogar mit dem Gedanken gespielt, dann aber eingesehen, daß einer von uns ja vernünftig bleiben muß. Zudem hoffe ich noch immer, daß Sir James dagegen ist, wenn wir dich nicht umstimmen können.«

Da sich das Telefon meldete, konnte ich mir die Antwort ersparen. Ich tauchte wieder in den Wagen und drückte den Hörer ans Ohr. Es war tatsächlich mein Chef, und natürlich lauschte ich zuerst dem Klang seiner Stimme.

»Sie sind bei Ihrem Entschluß geblieben, John?«

»Natürlich.«

Sir James kam sofort zur Sache. »Kennen Sie einen Professor Benson?«

»Nein, Sir.«

»Er ist Ihr Mann.«

»Oh…«

»Jetzt sagen Sie nicht, daß Sie überrascht sind. Sie haben doch damit gerechnet.«

»Gehofft, Sir.«

»Ich habe mit dem Professor gesprochen. Persönlich kenne ich ihn nicht. Er ist Mitglied in einem anderen Club, aber ein Clubfreund von mir hat mir den Gefallen getan und sich mit dem Spezialisten in Verbindung gesetzt. Benson ist auf seinem Gebiet eine Kapazität und in Fachkreisen weit bekannt. Er ist nicht nur Arzt, sondern auch Toxikologe, er kann mit Giften umgehen und sie fachgerecht einsetzen. Wie er bei Ihnen vorgehen wird, weiß ich nicht, aber das

werden wir sehen.«

Jetzt, wo ich die Bestätigung bekam, rann mir schon ein Schauer über den Rücken.

»Sie sagen ja nichts. Freuen Sie sich so, John?«

»Mittelbar«, gab ich zu und fragte sofort im Anschluß: »Wo kann ich den Professor finden?«

»Er leitet das Benson-Institut. Dem angeschlossen ist ein kleines Sanatorium, aber damit haben Sie nichts zu tun. Das Institut werden Sie schnell finden. Es liegt nicht weit von Ihrem Standort entfernt. Allerdings noch mehr südlich. Ich habe Sie bereits avisiert. Wann können wir uns dort treffen?«

Erst als ich die genaue Adresse hatte, gab ich die Antwort. »In einer Stunde.«

»Sehr gut, dann rufe ich den Professor an.«

»Ja, Sir, bis später.«

Suko schaute mich an. »Deine Stimme klang nicht eben lustig.«

»Weiß ich selbst.«

Er ließ nicht locker. »Noch kannst du es dir ja überlegen.«

»Das habe ich schon. In einer Stunde treffen wir uns im Institut eines Professor Benson.«

»Den Mann kenne ich nicht.«

»Ich auch nicht, aber ich werde ihn kennenlernen.«

Zu warten brauchten wir nicht mehr, denn Jane Collins kehrte mit ihrem Patienten zurück. Beide waren zufrieden, man hatte bei Rod Cresswell die Wunden im Gesicht optimal behandelt, und Jane Collins konnte auch wieder lächeln.

Das verging ihr allerdings, als ich ihr erklärte, daß schon so gut wie alles klar war.

»Himmel, John, dann willst du wirklich los?«

»Sicher.«

»Und das Risiko?«

»Ich muß es eingehen. Wir müssen ihn finden. Rod hat Glück gehabt, anderen wird es bestimmt nicht so ergehen.«

Sie verdrehte die Augen. »Anderen? Wie sieht es dann denn mit dir aus?«

»Ich sterbe ja nicht wirklich. Es ist ein Test, nicht mehr und nicht weniger.«

»Auf den würde ich an deiner Stelle aber verzichten.«

Mit einem Blick auf die Uhr sagte ich: »Viel Zeit haben wir nicht mehr. Wir sollten fahren.«

Rod Cresswell kam sich überflüssig vor. Er wollte mit einem Taxi zurück zu seinem Wagen fahren, den er nahe des Flußlaufs abgestellt hatte. Wir verabschiedeten uns, und er brachte noch einmal seine Dankbarkeit zum Ausdruck, bevor er uns alles Gute für die Zukunft

wünschte und uns die Daumen drückte, damit wir den Killer stellten.

Suko wollte fahren, was mir recht war. Ich hatte schon weiche Knie, als ich in den Rover stieg. Was ich vorhatte, war ein gefährliches Experiment, aber es war zugleich eine große Chance für mich.

Entweder Leben oder Tod.

Dazwischen gab es nichts.

***

Professor Benson hatte den Blick eines Scharfrichters. Zumindest kam es mir so vor, als ich in seine Augen schaute, die mich so starr musterten, als wollten sie bis auf den Grund meiner Seele blicken.

Sie James war ebenfalls eingetroffen. Viel hatte er nicht gesagt. Er überließ dem Professor und mir das Feld.

Wir saßen in seinem Büro, wo mich der Mann über die Risiken meines Tuns aufklären wollte, aber die kannte ich selbst. Ich kam auf etwas anderes zu sprechen. »Bitte, Professor, können Sie mir sagen, wie oft Sie Menschen schon in diese todesähnliche Starre geschickt haben und dann wieder reanimierten?«

Auf den schmalen Lippen des schmalschultrigen Mannes zeigte sich ein dünnes Lächeln. »Einige Male, Mr. Sinclair. Sie sind bestimmt nicht der erste.«

»Und alle sind zurückgekommen?«

»Fast.«

»Oh.«

Auch Jane und Sir James schauten auf, während Suko die Augen verdrehte. »Daß einer nicht zurückkehrte oder ich ihn nicht zurückholen konnte, lag an verschiedenen Dingen. Vor allen Dingen an ihm selbst. Er hatte mir einen Herzfehler verschwiegen, aber das ist wohl bei Ihnen nicht der Fall, Mr. Sinclair?«

»Ist es auch nicht.«

»Wunderbar, dann könnten wir eigentlich beginnen. Wie ich hörte, wollen Ihre Freunde und Bekannten dabei anwesend sein. Ich habe nichts dagegen, aber wir müssen uns noch über die Methode im klaren werden, und ich benötige auch gewisse Daten von Ihnen.«

»Welche?«

»Sie sollten mir Auskunft über Krankheiten geben, über Schwächen irgendwelcher Organe und so weiter. Ich habe da einen Fragebogen, den Sie ausfüllen müssen…«

»Aber…«

»Bitte! Ich brauche diese Informationen.«

»Ja, ist gut, geben Sie her.«

Man ließ mich in Ruhe. Himmel, was der Mann alles wissen wollte! An Kinderkrankheiten konnte ich mich nicht erinnern, und ein schwaches Herz hatte ich ebensowenig wie eine Säuferleber. Die

Lunge war auch okay. Ich fühlte mich fit.

Also machte ich meine Kreuze, gab dem Arzt das Klemmbrett mit dem Zettel zurück, der sich meine Auskünfte sehr genau anschaute und nicht sehr zufrieden damit war.

»Einiges haben Sie ausgelassen.«

»Da kam ich nicht mehr mit zurecht.«

»Schon gut. Aber ich muß noch Ihren Blutdruck messen. Sie kennen das ja.«

Und ob ich es kannte. Ich ließ die Prozedur über mich ergehen. Es gab praktisch nur den Professor und mich. Meine Freunde hielten sich zurück und saßen auf den Besucherstühlen, wobei sie sich alles andere als wohl fühlten und mit mir litten.

»Zufrieden?« erkundigte ich mich.

Der Professor schaute auf die Digitalanzeige des Blutdruckmessers und überlegte noch. »Doch, wir können es wagen. Er ist okay. Zwar nicht perfekt, aber das mag am Wetter liegen.«

»Sage ich auch immer.«

Es ging noch weiter, denn der Professor reichte mir ein Formular, dessen Text ich mir durchlesen mußte, um ihn anschließend zu unterschreiben.

Wenn ich das tat, war Benson aus dem Schneider. Er haftete für nichts, wenn es schiefging.

»Ist das jetzt mein Todesurteil?« fragte ich, als ich den Wisch unterschrieb.

»Nicht direkt«, gab Benson zu. »Aber es kann mal etwas schiefgehen, wenn Sie mich belogen haben.«

»Wieso das denn?«

»Was Ihre Gesundheit angeht.«

»Die ist okay.«

»Das will ich dann hoffen.«

Ich schaute mich in dem Zimmer um, das mir nicht nach einer Krankenbude aussah. »Wo sollen wir die Sache denn starten?«

»Nicht hier. Kommen Sie mit.«

»Was ist denn mit uns?« fragte Sir James.

Der Professor überlegte. »Ich denke, daß Sie alle vernünftig sind. Sie können sich dann im Hintergrund aufhalten.«

»Werden wir«, versprach Jane.

Benson hob einen Finger. Mit der anderen Hand strich er über sein glattes, schwarzes Haar. »Nun zu der eigentlichen Prozedur, Mr. Sinclair. Wie immer im Leben kommt es auch hier auf die Dosis an. Wenn Sie jeden Abend ein Glas Wein trinken, tut das gut, leeren Sie aber Abend für Abend eine oder sogar mehrere Flaschen, ist das weniger gut. Ich werde Ihnen eine genau bemessene Dosis eines Medikamentes eingeben, das Sie tötet.«

Beim letzten Wort zuckte ich zusammen, was auch Benson bemerkt hatte, aber er beruhigte mich, indem er von einem indirekten Tod sprach. Dann fügte er hinzu: »Sie werden klinisch tot sein, und genau das haben Sie ja gewollt.«

»Und damit ist garantiert, daß sich mein Geist löst und sich auf den Weg ins Jenseits macht.«

»Das denke ich schon. Sie kennen ja die Berichte der Personen, denen es passiert ist.«

»Ihnen auch?« fragte Jane.

Etwas ungehalten drehte sich der Professor um. »Wenn es Sie beruhigt, Miß Collins, ein Kollege hat ein ähnliches Experiment bei mir durchgeführt, und ich bin auch wieder zurückgekehrt.«

»Wie waren denn da Ihre Erlebnisse?«

Benson hob die Schultern. »Sehr neblig. Ich kann mich leider nicht mehr daran erinnern. Das ist wohl bei jedem Menschen verschieden, denke ich.«

Sir James wollte ebenfalls etwas wissen. »Wann merken Sie denn, daß es Zeit ist, den Patienten wieder zurückzuholen.«

»Das merke ich nicht, Sir, das liegt allein an der Dosis. Die Stärke der Infusion ist genau berechnet. So weiß ich bei einer bestimmten Lösung sehr genau, wie lange ich den Patienten in diesem Zustand halten kann.«

»Was war das Maximum?«

»Dreißig Minuten.«

»Das ist viel.«

»Es kommt auf die Person an. Auf die Konstitution.«

Ich meldete mich wie in der Schule. »Darf ich fragen, welche Zeitspanne Sie für mich vorgesehen haben?«

»Die Hälfte.«

»Also eine Viertelstunde?«

»Ja.«

Ich dachte nach. Würde es reichen? Ich wußte es nicht. Jedenfalls mußte ich in dieser Zeit den anderen Geist finden. Oder er fand mich. Ich hoffte, daß er auf mich, seinen Feind, fixiert war und sehr schnell mitbekam, in welch einer Ebene ich mich bewegte.

Auch wenn der Professor von einer halben Stunde gesprochen hatte, so würde die Zeit in meiner anderen Welt nicht so ablaufen wie in der normalen. Da gab es in dem Sinne überhaupt keine Zeit, denn dort waren alle irdischen Hemmnisse überwunden.

Ich habe nie besonders für Klimaanlagen geschwärmt, jetzt aber war ich froh, daß der Raum gekühlt wurde. Ich hätte sonst noch stärker geschwitzt.

Benson schaute mich an. »Ich bin soweit, Mr. Sinclair. Können wir dann gehen?«

»Wohin?«
»Nur zwei Räume weiter.«
»Ist klar.« Meine Stimme klang schon gepreßt, was auch Jane feststellte. Sie war als erste aufgestanden, kam zu mir und umfaßte meine Hand. »Bitte, John«, flüsterte sie mir zu, »noch kannst du es dir überlegen. Du kannst zurück, wenn du willst und…«
»Das weiß ich, und ich freue mich auch über deine Besorgnis, aber ich habe mich einmal dazu entschlossen und werde auch dabei bleiben. Ist das okay?«
»Nein, für keinen von uns.«
Im Prinzip hatte sie recht. Auch Suko und Sir James schauten mich an, als würden sie zu meiner Beerdigung gehen, aber ich vertraute einfach auf mein Glück.
Der Professor war schon vorgegangen und öffnete im Flur eine weitere Tür. Dort lag der Raum, in dem es passieren sollte, und auch mir kam es plötzlich vor, als wäre ich dabei, die eigene Gruft zu betreten. Mir war ziemlich flau im Magen. Mein Herzschlag hatte sich außerdem beschleunigt.
Noch konnte ich zurück, brauchte mich nicht auf die Lederliege legen, die von einem weißen Tuch bedeckt wurde. Um die Liege herum standen zahlreiche Apparate, ich sah auch einen zur Hälfte gefüllten Tropf, und über der Liege schwebte eine Lampe mit mehreren kalten Augen.
Benson schaltete es ein. Das Licht war grell, aber er dimmte es sofort herunter, damit nur ein schwacher Schein auf den zentralen Punkt fiel.
Ich zog meine Jacke aus, entledigte mich auch der Schuhe und lockerte den Hosengürtel. Dabei hatte ich den Eindruck, daß ich es nicht war, der dies tat, sondern ein Fremder, von dem ich nur beobachtet wurde, aber die Gedanken mußte ich entfernen.
Jane drückte meine Hand und schaute mich an. Sie hatte Mühe, ihre Tränen zurückzuhalten, und auch ich spürte den Kloß im Hals. Der Professor kümmerte sich nicht um uns. Aus einem Wandsafe holte er die Spritzampulle hervor und drapierte sie auf einem Tablett mit einem sauberen Tuch.
Der Raum war ziemlich groß. Da sich das Licht nur auf den Bereich der Liege und der Instrumente konzentrierte, lag der übrige Teil zumeist im Halbdunkel. Die Wände zeigten einen grünlichen, warmen Anstrich. Der Fußboden war glatt, ohne Muster.
Ich schaute Jane an. Dabei strich ich über ihre Wange. »Wird schon schiefgehen.«
»Hoffentlich.«
»Sie können jetzt, Mr. Sinclair.«
»Einen Augenblick noch, Professor«, meldete sich Sir James. Er

wollte mit mir sprechen und fragte:
»Sind Sie sich auch jetzt noch im klaren, was Sie tun, John?«
»Hundertprozentig.«
Jane mußte noch etwas loswerden. »Wenn du an den Film *Flatliners* denkst, so braucht es hier nicht zu laufen. Das war Film, das waren Medizinstudenten, die Experimente durchführten…«
»Ja, ich weiß, und du bist auch keine Julia Roberts.«
»Stört es dich?«
»Nicht im geringsten.«
»Den Film kenne ich auch«, meldete sich der Professor. »Wir nehmen hier einen anderen Weg. Wir verwenden einfach ein gewisses Gift, das Sie für eine gewisse Zeit aus dem Verkehr zieht. Das Gegenmittel liegt bereit. Wenn ich nicht wüßte, daß es klappt, hätte ich mich nicht bereit erklärt, diesen Weg zu gehen. Das wollte ich noch einmal gesagt haben.«
»Danke«, erwiderte ich lächelnd. »Das hat sehr beruhigend geklungen.« Als ich Jane einen Kuß auf die Lippen hauchte, fühlte sich ihr Mund kalt an. Ihre Hand rutschte aus der meinen, und sie zog sich mit leisen Schritten in den Hintergrund zurück, wo auch die anderen warteten.
Der Professor deutete auf die Liege. »Bitte sehr, Mr. Sinclair, wir können anfangen.«
»Klar.« Das Wort hatte etwas kratzig geklungen, und ich räusperte mich, bevor ich mich auf das Laken setzte und mich dann sehr langsam nach hinten fallen ließ.
Der Professor kümmerte sich um die Spritzampulle. »Entspannen Sie sich, Mr. Sinclair«, sagte er dabei. »Sie werden nur einen kurzen Einstich spüren, aber das kennen Sie ja.« Er beschäftigte sich noch mit meinem Arm, suchte eine Vene, war zufrieden, als er sie gefunden hatte, und hielt noch einmal die gefüllte Ampulle gegen das Licht.
Eine Luftblase befand sich nicht darin. Es konnte also nichts schiefgehen, wie er sagte.
Ich kam mir jetzt vor wie das Opfer, das seinen Henker sieht. In der liegenden Haltung wirkte der Professor auf mich übergroß, beinahe wie ein Riese, und es mochte an mir liegen, daß sein Gesicht auf mich einen etwas verzerrten Eindruck machte.
»Keine Sorge«, sagte er noch.
»Ich weiß«, erklärte ich gegen meine Überzeugung.
Sir James, Jane und Suko waren nicht zu sehen, und auch nicht zu hören. Sie verhielten sich still, und ich wußte auch, welche Spannung in ihnen steckte.
Meine Gedanken jagten sich. Ich kam davon einfach nicht weg und fragte mich, was ich wohl erleben würde, wenn sich tatsächlich mein Geist vom Körper löste.

Würde er sich denn lösen?
Garantiert oder sicher war das nicht. Es bestand immerhin eine große Chance.
»So.« Der Professor beugte sich tiefer. Ich spürte, wie er meinen Arm umfaßte und ihn in die richtige Lage brachte. Sekunden später setzte er die Nadel an.
Ich spürte den Einstich, verkrampfte mich unwillkürlich und dann schielte ich auf den schmalen Behälter, der seine leicht gelblich schimmernde Flüssigkeit verlor, weil sie in meine Blutbahn hineinlief…

***

Es gab kein Zurück mehr!
Dieser Gedanke durchschoß mich, als ich starr dalag und darauf wartete, daß etwas geschah.
Es war schon seltsam, aber noch sah ich alles ziemlich klar. Ich wußte auch, wo ich mich befand, denn meine Gedanken wurden mir noch nicht entrissen.
Ich schaute zu, wie sich der Professor erhob, zufrieden nickte und mich beobachtete.
Er schaute direkt in mein Gesicht.
Ich wollte grinsen und sogar etwas sagen, aber das war nicht mehr möglich. Ich konnte mich plötzlich nicht bewegen. Etwas lastete auf mir, und hätte ich jetzt mit dem Finger oder mit einem Augenlid gezuckt, es wäre mir nicht mal mehr bewußt geworden.
Es wurde alles anders, das Gesicht des Professors eingeschlossen. Nicht daß es sich zu einer Fratze verzogen hätte, aber die Proportionen stimmten nicht mehr. Sie lösten sich auf, wurden immer weicher, und ich schaut in kein Gesicht mehr, sondern nur noch auf einen blassen Fleck.
Auch der war bald verschwunden.
Und dann war ich nicht mehr ich.
Wer war ich denn?
Geist, kein Körper, ich war nur noch ein Gedanke oder eine Seele. Wie auch immer.
Ich hatte die Welt irgendwie verlassen und glitt in eine andere hinein.
Ins Jenseits?

***

Der Killer bewegte sich durch die Dämmerung wie ein suchender Schatten und war sauer, ärgerlich, wütend.
Er hatte die Spur verloren!
Nicht daß er die anderen direkt angegriffen hätte, nein, so wollte er nicht vorgehen, er hatte nur vor, sie im Blickfeld und auch unter

seiner Kontrolle zu halten, aber das war ihm mißlungen. Sie waren verschwunden, irgendwohin, aber sicherlich nicht geflüchtet, denn sie suchten ihn ja. Sie durften ihn nicht verlieren, wenn sie gewinnen wollten, und das sah Nathan als Chance an.

Er hatte sich wieder auf den toten Flußarm zubewegt, stand aber jetzt an einer anderen Stelle und schaute auf die ruhige Oberfläche des Wassers, über der die Mücken in wolkenartigen Schwärmen tanzten.

Hier waren sie nicht mehr.

Sie hielten sich überhaupt nicht mehr in der Nähe eines Gewässers auf. Sie waren weg, verschwunden, und sie hatten diesen anderen Menschen gerettet.

»Ich werde euch finden!« keuchte Nathan und verließ seinen Platz. Er konnte sich auf seine Kräfte verlassen. Sie waren sensorengleich, und so merkte er sehr genau, wer ihm positiv oder negativ gegenüberstand.

Die anderen haßten ihn, und es gab einen dabei, der tat es besonders intensiv.

Nur getrennt durch das stehende Gewässer hatte er ihn gesehen. Ihn und diesen Asiaten. Sie hatten sogar auf ihn geschossen, aber nicht getroffen. Die Schüsse aber waren der Beweis dafür, daß sie ihn hatten töten wollen, und dem mußte er zuvorkommen. Er wollte töten, nicht sie. Er mußte töten, um den Tunnel zu verstärken, da gab es nichts.

Nathan versuchte es anders. Er wollte sich in die Gedanken und Pläne seiner Feinde hineindenken, das allerdings fiel ihm nicht leicht. Zwar versucht er, sie gedanklich zu fassen, doch die Distanz zwischen ihm und ihnen war einfach zu groß.

Es gab keine Verbindung.

Er blieb neben einem Tümpel stehen und knirschte mit den Zähnen. Über ihm hatte sich der Himmel verdunkelt. Aus der Ferne hörte er das erste Grollen. Anzeichen eines aufziehenden Gewitters, und er entdeckte auch das Wetterleuchten am Himmel.

Er schaute nach Osten.

Dort lag die gewaltige Stadt. Dieser Moloch voller Menschen und Maschinen. Dort hatte sich auch Nathan damals umgesehen. Er mochte die Stadt nicht, obwohl er damit rechnete, ihr wieder einen Besuch abstatten zu müssen.

Bestimmt kamen sie aus London.

Es war auch möglich, daß sie sich dorthin wieder zurückgezogen hatten. Sollte dem so sein, dann konnte ihm das nicht gefallen, denn in dieser Stadt gab es einfach zu viele verschiedene Strömungen, die ihn von seinem eigentlichen Problem ablenkten.

Es mußte einen anderen Weg geben.

Dennoch bewegte er sich nach Osten. Nathan hatte den inneren Befehl bekommen, es zu tun. Es war so, als hätte eine Hand gegen

seinen Rücken gedrückt, die ihn immer weiter nach vorn schob, und er ging einfach los.

Nathan war schlau genug, sich abseits der Straßen oder Wege zu halten. Die Einsamkeit gefiel ihm.

Er liebte die Stille, in der er sich so wunderbar bewegen konnte, ohne von anderen Personen entdeckt zu werden.

Nathan wußte auch, daß er sich nicht nur durch die Einsamkeit bewegte. Bevor er die große Stadt erreichte, würde er einige kleinere Orte durchqueren oder passieren müssen. Es kam ganz darauf an, wie er sich entschied.

Sehr bald schon sah er die ersten Lichter. Hinter ihm grummelte es noch immer. Allerdings war das Geräusch kaum lauter geworden. Vielleicht tobte sich das Gewitter auch weit im Westen aus und verschonte die Hauptstadt.

Zu dieser warmen Jahreszeit machten viele Menschen die Nacht zum Tag und hielten sich im Freien auf. Auch der kleinere Ort war voller Geräusche, die der Mann sehr deutlich wahrnahm. Seine Sinne waren übersensibilisiert worden. Er hörte, er schmeckte, er sah, es war ein gewaltiges Chaos, das ihm nicht gefallen konnte. Deshalb wollte er den Ort auch umgehen.

Also doch London?

Zu Fuß gehen, irgendwann die Stadt in den folgenden Stunden erreichen, das konnte ihm nicht gefallen. Er würde es auf eine andere Art und Weise versuchen.

Es gab Autos.

In ihnen saßen Menschen.

Er würde einen Wagen anhalten und den Fahrer zwingen, ihn mitzunehmen. Später konnte er ihn töten, er würde sicherlich ein Opfer für den Tunnel abgeben.

Ja, das war gut.

Um an ein Fahrzeug zu gelangen, mußte er sich dorthin wenden, wo eine Straße herführte, was kein Problem war.

Nur kam er nicht mehr dazu.

Urplötzlich erwischte es ihn!

Es war wie ein Schlag, den ihm jemand versetzt hatte. Der Hieb hatte ihn an der Stirn getroffen, und für einen Moment geriet er in leichte Schwankungen.

Mit unsicheren Schritten tappte er nach links, war froh, einen Baumstamm zu erreichen, der ihm als Stütze diente.

Etwas stimmte nicht mehr.

Irgendwas war anders gelaufen, und Nathan konnte sich vorstellen, daß auch die Gegenseite einen Kontakt suchte.

Kontakt?

Ja, der war vorhanden.

Aber nicht auf einer normalen Ebene. Nicht sichtbar oder mit den Händen zu greifen.

Der Kontakt war auf der geistigen Ebene ein Erfolg. In einer Welt zwischen dem Diesseits und dem Jenseits. Und Nathan wußte auch, wer ihn hergestellt hatte. Sein blonder Todfeind…

***

Es gab für mich die Welt nicht mehr, so wie ich sie kannte. Es gab eigentlich nur meine Gedanken, und die waren tatsächlich nicht ausgeschaltet worden.

Gedanken sind frei, und es hatte sich auch niemand gezeigt, der sie kontrollieren wollte.

Ich schwebte.

Und ich schaute nach unten, ohne daß ich mich drehen mußte.

Dort lag mein Körper.

Genau wie Jane Collins es mir berichtet hatte. Ich konnte aus einer gewissen Höhe auf meinen Körper schauen und hörte sogar die Stimme des Professors, die, obwohl leise, auch sehr deutlich zu verstehen war.

»Jetzt ist er klinisch tot!«

Die Worte hätten mich erschrecken müssen, aber konnte ein Geist erschrecken?

Ja, ich fühlte es, aber ich war nicht in der Lage zu reagieren. Ich kam auch nicht mehr in die Nähe meines Körpers, denn ich trieb auf eine nicht erklärbare Art und Weise von ihm weg.

Nicht schnell, langsam nur, aber meine eigene, auf der Liege ruhende Gestalt verkleinerte sich zusehends und auch die Konturen des Raumes lösten sich auf.

So glitt ich davon, dachte dabei an den Tunnel und wartete darauf, von ihm eingenommen zu werden.

Obwohl ich keine Augen im eigentlichen Sinne hatte, konnte ich sehen. Ich hörte auch ohne Ohren und roch ohne Nase. Meine Sinne waren geblieben, möglicherweise sogar noch geschärft worden.

Wo befand sich der Tunnel?

Ich nahm ihn noch nicht wahr. Ich schwebte wirklich durch ein Licht oder ein Loch, und ich hörte noch nichts von der herrlichen Musik, die Jane so beeindruckt hatte.

Sollte das für mich alles nicht zutreffen? Hatte ich diese ungewöhnliche Reise ins Jenseits grundlos unternommen?

Bisher hatte sich nicht viel verändert, aber ich stand auch erst am Anfang. Der richtige Tunnel würde sich schon vor mir öffnen, so daß ich den anderen sehen konnte.

Ihn, den Killer!

Den Geist, den Leib.

Ich dachte auch daran, was geschehen würde, wenn zwei Geister aufeinandertrafen, und ich stellte es mir schon ungewöhnlich, sogar ein wenig lustig vor.

Keine Todesangst umfing mich. Auch die letzten Befürchtungen kurz vor dem Erreichen des klinischen Tods waren verschwunden. Die Zurückgeholten hatten recht, wenn sie von einer grenzenlosen Freiheit sprachen, die sie überfallen hatte. Das war einfach so, auch bei mir, und ich konnte es mir nicht erklären.

Eine andere Welt?

Nein, die sah ich nicht. Es war überhaupt keine Welt in dem Sinne, die mich umfing. Mir kam sie leer vor, ein Zwischenstück auf dem Weg in den Tunnel, an dessen Ende dieses wunderbare Licht auf die Seelen der Toten wartete.

Würde ich es sehen?

Bestimmt. Warum sollte es bei mir anders sein? Aber ich wollte dann trotz aller Sehnsucht nicht hineingleiten, denn ob es je eine Rückkehr gab, war fraglich.

Dann war ich eben dort, wo sich all diejenigen in einer anderen Form aufhielten, die gestorben waren.

Der Gedanke hätte mir Angst machen müssen, die aber spürte ich nicht. Sie war eben zu menschlich, und alles Menschliche oder Körperliche war entschwunden.

Ich trieb einfach nur dahin, ich war auf der Suche und fragte mich, wonach ich suchte.

Zuerst nach dem Tunnel, aber auch er öffnete sich nicht vor mir. Er blieb noch entrückt, als wäre er strikt dagegen, mich hineinzulassen. Das Gefühl für Zeit gab es nicht mehr, in diesem wasserlosen Meer war eben alles anders.

Hier gab es auch keine Luft, nur eben - ja, was war es denn überhaupt? Ich kam nicht zurecht, stellte aber fest, daß sich etwas veränderte.

Nicht schnell oder schlagartig, sondern sehr langsam, doch mit einer gewissen Präzision verbunden, der ich nicht entfliehen konnte. Etwas kam auf mich zu.

Ich sah es nicht, ich nahm es einfach nur als ein gewisses Gefühl wahr, wobei ich nicht wußte, ob es mir positiv oder negativ gegenüber eingestellt war.

Schwebte ich darauf zu, oder schwebte es auf mich zu?

Die Fragen häuften sich, ohne daß ich Antworten fand, denn hier führte nicht ich Regie, sondern andere Mächte, die sich immer näher an mich herantasteten.

Näher, noch näher… Der Kontakt!

Keine Berührung, das war nicht möglich. Er fand in einem übertragenen Sinne statt, eben auf dieser für mich nicht faßbaren

Ebene.
Gedanken.
Worte als Gedanken, die sich schließlich zu einer Botschaft formierten, die ich hörte, obwohl ich keine Ohren in dem Sinne hatte. Die Unterhaltung fand schließlich auf einer rein geistigen Ebene statt.
»Du bist es!« Es klang wie eine Feststellung.
Von mir waren sie verstanden worden, aber nicht die Worte erschreckten mich so direkt. Es war einfach die Person, die mich gefunden hatte.
Nathan!

***

»Jetzt ist er klinisch tot!«
Jane Collins, Sir James und auch Suko hatten die Worte des Professors gehört, und keiner von ihnen war dabei cool geblieben. Sie fühlten sich plötzlich wie verletzt, sièwaren zusammengezuckt, und sie preßten die Lippen zusammen.
Scharf atmeten sie durch die Nasen, und sie hatten dabei Mühe, einen Schwindelanfall zu unterdrücken.
Tot - klinisch tot! Jane Collins bewegte sich als erste. Sie preßte für einen Moment die rechte Handfläche gegen die Stirn und verdeckt somit die Augen, während sie den Mund öffnete und Luft holte.
Es war so schwer zu begreifen, sie kam damit nicht zurecht, und die Stimme des Professors hatte sich so echt und auch gefühllos angehört. Aber das paßte zu seinem Job. Als Arzt durfte er sich nicht zuviel Mitleid und Emotionen erlauben.
Suko und Sir James rahmte die Detektivin ein. Jane sah nicht, wie ich Sukos Hand bewegte, sie spürte aber seine Finger auf ihrer Hand und hörte seine leise Stimme. »Klinisch tot, Jane, denk daran, es ist ein Unterschied.«
»Ich weiß, aber…«
Jane hob den Kopf. Der Professor kam auf sie zu. Sie hatte ihn gehört. Vor ihnen blieb er stehen.
»Jetzt müssen wir abwarten. Ideal wäre es, könnten wir die Erlebnisse, die er jetzt hat, aufzeichnen, aber das ist leider nicht möglich, trotz der entwickelten Technik.«
»Zum Glück nicht möglich«, erwiderte Jane voller Trotz, »denn einige Geheimnisse sollten schon bleiben.«
»Manche sehen es anders, Miß Collins.«
Sir James hatte eine Frage. »Können wir denn zu ihm gehen und ihn aus der Nähe betrachten?«
»Sie schon«, gab Benson lächelnd zurück.
»Dann los! Oder?« Er stand bereits auf, schaute die beiden anderen an, und es war Suko, der sich als erster erhob. Jane wußte nicht so

recht, ob sie es überhaupt wollte. Sie blieb noch sitzen, aber Suko hielt ihr bereits die Hand hin. »Komm, Jane!«

»Ja, natürlich.« Manchmal kam eben das Weibliche stärker durch. Dann ließ sie sich vom Gefühl her treiben.

Suko zog Jane hoch, und er ließ sie dabei nicht aus den Augen. Die Detektivin machte einen erschöpften Eindruck, und Suko stützte sie auch ab, als sie endlich stand.

Sir James war schon vorgegangen und stand dort, wo John auf der Liege lag. Der Professor hielt sich zurück. Er gönnte den drei Besuchern den freien Blick auf den Geisterjäger.

Jane und Suko kamen nur langsam näher. Sie bauten sich an der anderen Seite der Liege auf, und es kostete Jane schon Überwindung, ihren Blick zu senken.

John lag da wie tot.

Nein, nicht wie tot - er war ja tot. Sie wußte nicht, ob sie nach dem Pulsschlag fühlen sollte.

Jane traute sich das nicht. Den Puls nicht mehr zu fühlen, wollte sie sich nicht antun.

Das zurückgedimmte Licht senkte sich wie ein blasser Fächer auf die Gestalt nieder. Es konnte durchaus daran liegen, daß Johns Gesichtshaut deshalb so unnatürlich blaß wirkte und auch beinahe durchsichtig war. Seine Nase wirkte ebenfalls so groß und trat ziemlich spitz hervor. Auf dem Gesicht lagen keine Schweißperlen mehr, aber ein kalter, fettiger Schimmer war schon vorhanden.

Jane Collins war froh darüber, daß die Augen nicht ganz offenstanden, denn einen starren Totenblick hätte sie nicht ertragen können.

Das Schweigen lastete wie ein großer Druck in ihrer unmittelbaren Umgebung. Jeder wollte etwas sagen, aber keiner fand die richtigen Worte. Es war eine besondere Atmosphäre eingetreten, die Jane allerdings nicht als eine Atmosphäre des Todes wahrnehmen wollte, obwohl es schon stimmte, zumindest bei John, der sich überhaupt nicht bewegte. Sie schaute über den Körper hinweg in das Gesicht des Superintendenten.

Sir James hielt den Kopf gesenkt. Seine Stirn war gefurcht. Obwohl dieser Raum angenehm temperiert war, schimmerte auf seiner Stirn der Schweiß in kleinen Perlen. Er hatte die Haut dort in Falten gelegt und sah aus wie ein Mensch, der über ein bestimmtes Problem nachdachte, was sicherlich mit dem Geisterjäger zusammenhing.

Mit einer ruckartigen Bewegung hob Sir James den Kopf wieder an. Fast flehend fragte er den Professor: »Darf ich ihn, bitte, berühren?«

Benson zögerte. Das gab Jane Gelegenheit, über den Klang der Stimme nachzudenken. Sie hatte Sir James auch selten so leise sprechen gehört. Es war klar, daß ihn dieses Experiment stark

mitnahm.
»Ja, natürlich. Aber Vorsicht!«
»Das versteht sich, Professor.« Sir James streckte seinen Arm aus und strich sanft über die Stirn und die Wangen des Geisterjägers.
Seine Hand zuckte nicht zurück. Die Fingerkuppen fanden ihren Weg, und erst in Höhe des Kinns löste er die Berührung wieder.
»Haben Sie was herausgefunden?« fragte Benson.
Sir James hob die Schultern. »Ich kann es Ihnen nicht so genau sagen. Aber ist die Haut nicht kälter geworden? Hat die Körpertemperatur bei Mr. Sinclair abgenommen? Besonders warm ist es hier ja nicht.«
»Die Körpertemperatur fällt bei diesem Prozeß ab, das habe ich schon bei anderen Patienten festgestellt.«
»Wie tief wird sie sinken?« fragte Suko.
Der Fachmann wich einer direkten Antwort aus. »Nicht sehr tief, denn wir werden den Patienten ja bald aus seinem Zustand hervorholen.«
»Okay.«
Jane spürte, daß sich ihre Hände verkrampften. »Wenn ich nur wüßte, was er jetzt erlebt. - Mein Gott!«
Sir James blickte sie an. »Haben Sie das nicht schon durchgemacht, Miß Collins? Sie waren praktisch der Anstoß.«
»Ja, schon, aber…« Sie suchte nach den entsprechenden Worten. »Ich weiß eben nicht, ob ihm das gleiche Erlebnis widerfährt wie mir. Das ist es doch.«
»Wie war das Ihre?«
»Eigentlich sehr schön, Professor. Ich kann mich nicht beschweren.«
»Dann sollten Ihre Sorgen weniger groß sein.«
»Sind sie aber nicht, denn ich bin nicht John Sinclair, und er ist nicht ich. John hat sich freiwillig in diesen klinischen Tod versetzen lassen, weil er auf diese Weise einen Mörder stellen…«
»Ich hörte es von Sir James, und ich muß ehrlich sagen, daß ich skeptisch bin. Aber ich gehe davon aus, daß er damit rechnet, den Mörder oder dessen Astralleib irgendwo dort zu treffen, wo wir nicht hinkommen können.«
»So könnte es laufen«, gab Suko zu.
»Ein Duell.«
»In dem es nicht zwei, sondern nur einen Sieger geben kann, Professor. Das Risiko ist groß.«
Er nickte.
Jane drehte sich zur Seite. »Ich möchte wieder weg«, sagte sie, »doch die Viertelstunde ist ja bald um, dann werden Sie ihn wieder erwecken, Professor.«
»Könnte ich, aber…«

Jane bekam den Alarm mit, der durch ihren Kopf jagte. »Was heißt das genau, bitte sehr?«

»Die Dosis hält länger an, als ich es Ihnen gesagt habe.«

Jane war sprachlos, was bei ihr nicht oft vorkam. Dafür mischte sich Sir James ein. »Darüber hätten Sie uns informieren müssen, Professor Benson«, sagte er mit ziemlich lauter Stimme.

Der Angesprochene hob die Schultern. »Im Prinzip haben Sie recht, aber wir haben die Aktivitäten nicht streng zeitlich begrenzt, wenn ich das sagen darf.«

»Sie sprachen von einer Viertelstunde!« hielt Suko dagegen.

»Das leugne ich nicht, und ich bin auch bereit, das Gegenmittel zu spritzen. Es liegt an Ihnen und natürlich daran, ob Sie das Gefühl haben, daß dieser Mann oder dessen Geist einen Erfolg errungen hat. Darüber gebe ich kein Urteil ab.«

Sir James ging um die Liege herum. Er blieb vor Benson stehen. »Warum haben Sie eine höhere Dosis injiziert?« wollte er wissen. »Sie hatten dafür keinen Auftrag.«

»Ich weiß, aber können Sie sich nicht denken, daß auch mich gewisse Dinge interessieren? Ich möchte herausfinden, was geschieht, wenn jemand länger in diesem klinisch toten Zustand bleibt. Er ist nicht an Geräte angeschlossen, wir müssen die normale Medizin nebst Technik aus dem Spiel lassen. Was ich ihm gespritzt habe, ist ein Mittel, das aus Mittelamerika stammt und dort im Voodoo-Kult Verwendung findet. Sie kennen sich bestimmt aus und wissen, daß man damit auch Zombies herstellen kann! Ich habe die Zusammensetzung allerdings ein wenig verändert. Sie brauchen keine Angst zu haben, daß aus John Sinclair ein Zombie oder Arbeitssklave wird. Mein Wissen ist groß genug, um dieses abwehren zu können.«

»Sie hätten es uns trotzdem zuvor mitteilen müssen - und John Sinclair ebenfalls.« Sir James blieb hart. Seine Stimme klang zwar noch immer ruhig, aber wer ihn kannte, der wußte genau, daß er jetzt innerlich kochte. Übergangen wurde er nicht gern. Erst recht nicht in lebenswichtigen Fragen.

Jane wäre Benson am liebsten an die Kehle gesprungen. Sie hielt sich jedoch zurück, denn sie brauchten ihn.

Suko schwieg nicht. Er sagte, und es klang wirklich nicht wie eine leere Drohung: »Sollte meinem Freund durch Ihren Fehler oder Ihr Experiment etwas passieren oder er bleibende Schäden zurückbehalten, werde ich Sir mir persönlich vornehmen, Professor! Und ich werde keine Rücksicht nehmen, das steht ebenfalls fest.«

Benson erstarrte. »Ich habe Sie schon verstanden«, flüsterte er.

»Dann bin ich zufrieden.«

Sir James schaute auf die Uhr. »Es ist noch genau eine Minute bis zum verabredeten Zeitpunkt«, erklärte er. »Was sollen wir tun?«

»Ich kann das Gegenmittel holen«, erklärte der Professor.
»Was meinen Sie, Jane?«
Die Detektivin hob die Schultern. Sie fühlte sich plötzlich in die Enge getrieben. Alles, was sie jetzt unternahmen, konnte richtig, aber auch verkehrt sein, so genau konnte sie das nicht beurteilen.
Wie handeln?
»Suko?«
Der Inspektor schaute seinen Vorgesetzten an. »Ich kenne John«, sagte er. »Würde er jetzt hier stehen und ich an seiner Stelle dort liegen, hätte er ebenso gehandelt, wie ich es Ihnen jetzt sagen werde. Lassen wir ihn noch in diesem Zustand.«
Sir James reagierte nicht. »Was meinen Sie, Jane?«
»So schwer es mir auch fällt, Sir, ich schließe mich Sukos Meinung an.«
»Gut, dann habe ich auch nichts dagegen.«
»Wie lange?« fragte der Professor.
Darauf konnte ihm keiner eine konkrete Antwort geben. »Überlassen wir es unserem Gefühl«, entschied Sir James.
Er berührte das Gesicht des Geisterjägers noch einmal.
War die Haut kälter geworden?
Er wußte es nicht, aber er wollte auch nicht, daß der Tod mit seinen Knochenhänden nach ihm griff…

***

Ich hatte Kontakt!
Auf einmal und urplötzlich war er hergestellt worden, und für einen Augenblick war ich durcheinander.
Nathan war da.
Es gab ihn.
Er hielt sich irgendwo in meine Nähe auf, so nah, daß er mich hätte erreichen können.
Er wiederholte sich: »Du bist es…«
Danach war ich in der Lage, eine Antwort zu geben. Ich »sprach« sie auch aus oder glaubte zumindest daran, sie ihm auf akustischem Wege gegeben zu haben.
»Ja, ich bin hier.«
Er lachte. Es war kein normales Lachen, eher ein widerliches Kichern. »Das ist gut, das ist sehr gut. Du hast es nicht abwarten können. Der Tunnel hat dich gelockt. Es muß dich einfach gereizt haben, ihn zu finden. War es nicht so?«
»Wahrscheinlich.«
»Sehr gut.«
»Nenn mir deinen Namen!«
»Sinclair, John Sinclair…«

»Bravo, du bist mutig, du bist wirklich sehr mutig, alle Achtung, denn du hast deinen Körper verlassen. Du bist deshalb wehrlos geworden, denke ich mir, denn es ist die Frage, ob dein Geist es schafft, wieder in den Körper zurückzukehren.«

»Er wird es, darauf kannst du dich verlassen.«

Das Kichern verwandelte sich in ein kehliges Lachen. »Hast du gesehen, wo du liegst?« fragte er in das Echo des Gelächters hinein, das allmählich verklang. »Hast du es genau gesehen? Kannst du dich selbst erkennen, John Sinclair?«

»Ich konnte.«

»Jetzt nicht mehr«, erklärte er mir mit Freude in der Stimme. »Du bist bereits zu weit weg. Du wirst bald den Tunnel erreichen, in dem ich herrsche.«

»Du oder andere?«

»Wen meinst du damit?«

»Ich traue dir diese Macht nicht zu, aber ich kann mich auch getäuscht haben.«

»Sieh mich einfach als einen Boten an.«

»Gut, aber ich würde dich gern sehen.«

»Kannst du, Sinclair, kannst du. Alles der Reihe nach. Ich wollte dir nur sagen, daß du fremd in dieser Welt bist. Dein Körper liegt in einem Zimmer. Ich habe ihn gesehen, ja, ich kann alles wahrnehmen, im Gegensatz zu dir.«

»Erkläre es genauer!«

»Das werde ich. Dein Körper liegt flach, bewegungslos, denn du bist klinisch tot. Nur dein Geist bewegt sich. Bei mir bewegt sich der Geist ebenfalls, aber es gibt trotzdem einen großen Unterschied zwischen uns beiden. Während dein Körper starr liegt, kann ich meinen bewegen und die Informationen umsetzen, die mir mein Geist gibt. Für mich ist es ideal. Ich habe einen Punkt gefunden, an dem ich einhaken werde, und glaub mir, du wirst nicht mehr zurückkehren, denn mein echter Körper ist in der Lage, deinen starren zu vernichten.«

Es war eine Botschaft, die mir überhaupt nicht gefallen konnte. Ich konnte nicht ausschließen, daß er recht hatte.

Er war derjenige, der sich auskannte. Für mich war diese Reise Neuland, während er mit den Gegebenheiten spielte und sie für sich in Anspruch nahm.

Bisher war ich nur neugierig gewesen, nun aber spürte ich die eigene Hilflosigkeit, und ich mußte auch zugeben, daß ich etwas übersehen hatte.

Wer sich auf zwei Ebenen bewegen konnte, befand sich immer im Vorteil. Das würde er mich spüren lassen.

Wieder drang seine Stimme zu mir wie ein leises, böses Flüstern.

»Weißt du nun, wie schlecht deine Chancen sind, John Sinclair? Ich bin der Sieger, und ich werde dich meinen Sieg in allen Einzelheiten erleben lassen. Für dich aber wird es die Hölle werden, während sich mein Tunnel verdichtet.«

»Du bist also der Bote?«

»So sagte ich es.«

»Da du dich schon als Sieger siehst, hätte ich gern gewußt, für wen du der Bote bist.«

»Für eine große Macht!«

»Die Hölle?«

Erst hörte ich das Kichern, dann erfolgte die Antwort. »Du kannst sie so nennen, weil ich ja weiß, daß die Menschen phantasielos sind und für die große dunkle Macht keinen anderen Ausdruck gefunden haben. Meinetwegen auch für die Hölle, aber in Wirklichkeit bin ich ein Bote der Engel, der ihnen wieder den Kontakt herstellen soll. Vor unaussprechlich langer Zeit sind sie aus dem Paradies vertrieben worden. Zu Unrecht, denn sie gehören dahin, und das haben sie nicht vergessen. So suchen sie immer wieder nach Möglichkeiten dorthin zu gelangen. Sie brauchen einen Tunnel, in dem sie sich wohlfühlen, und den habe ich ihnen geschaffen. Ich bin der Vorreiter.«

»Sie wollen es also umkehren?«

»Ja, das haben sie vor.«

»Das ist Unsinn, sie schaffen es nicht. Schon einmal haben sie verloren, und diese Niederlage hat bis in alle Ewigkeit Bestand. Es wird sich nichts ändern, auch nicht mit meinem Tod.«

»Das sagst du, ich arbeite bereits daran, und ich habe einen Tunnel schaffen können.«

»Den ich zerstöre!«

Ich hörte ihn lachen, und er lachte diesmal richtig. Wie ein Mensch, nur eben schallend und lauter, als stünde er in einer gewaltigen Halle. Sein Lachen drängte sich gegen mich, und ich wartete, bis es leiser wurde und dann verstummte.

»Aber warum dich? Warum haben sie gerade dich ausgewählt? Bist du ein besonderer Mensch?«

»Erraten.«

»Wer bist du?«

»Jemand, der es schon immer versucht hat. Der sich stets nach Dingen streckte, die für ihn wichtig waren. Ich war jemand, den die Menschen nicht wollten, was schon bei meinen Eltern begann. Sie haben mich als zu häßlich angesehen und warfen mich weg wie ein Stück Holz. Ich hatte Glück und wurde gefunden. So konnte ich überleben.«

»Wer fand dich?«

»Ein Schäfer, der seine Herde tränkte.«

»Zog er dich auf?«

»Ja, mit der Milch der Schafe. Er lehrte mich vieles, als ich mit ihm durch das Land zog. Ich blieb über Jahre bei ihm, keiner hat es gewußt, denn er hat mich immer versteckt. Ich lernte es, die Natur zu begreifen, und ich lernte rasch. Ich wußte, daß es nicht nur die Menschen gab, sondern auch die Dinge dazwischen, und ich fing an, dieses Dazwischen zu lieben. Das Böse, das ihr Menschen meint, war für mich wunderbar und etwas Gutes. Ich liebte es und wollte ihm nahe sein.«

»Das hast du geschafft!«

»Ja.«

»Wie?«

»Ich habe mich von meinem Ziehvater belehren lassen, der von den Engeln gesprochen hatte. Ich betete zu den Engeln, aber nicht zu den Lichtwesen, die den Hirten auf dem Feld erschienen sind, sondern zu den anderen. Ich wollte sie spüren, ich wollte sehen, wie sie aussahen, ich wollte mich in ihre Dienste stellen, und sie erhörten mich. Sie offenbarten sich mir, denn sie verspürten Mitleid mit dem Verlierer. Die Menschen habe ich schon immer gehaßt, aber die Engel schafften es, diesen Haß in mir noch zu vertiefen. Sie sorgten dafür, daß die Menschen für mich das wurden, was ich für meine Eltern gewesen war. Nämlich ein Nichts. Ich lebte von nun an in einer anderen Welt, und die Engel zogen mich ins Vertrauen. Sie selbst hielten sich zurück, aber sie baten mich, einen Tunnel zu errichten, durch den sie irgendwann das Paradies betreten wollen.«

»Was sagte dein Ziehvater dazu?«

»Nichts mehr.«

Ich ahnte es, aber ich fragte trotzdem. »Warum nicht?«

»Er konnte nichts mehr sagen, denn ich habe ihn getötet und den Grundstein für den Tunnel ins Paradies gelegt.«

»Nein, nein!« widersprach ich. »Ein Mord und das Paradies passen nicht zusammen.«

»Bei mir schon!« wehte mir die Antwort zu. »Bei mir paßt vieles zusammen. Du mußt dein Denken als Mensch ablegen. Wenn du das schaffst, wirst du erleben, daß es ganz andere Wege gibt, die man einschlagen kann. Ich bin sie gegangen.«

»Durch Mord.«

»Ja, ich brauchte die Seelen, um den Tunnel zu verstärken. Meine Freunde sollen auf einem sicheren Weg ins Paradies geleitet werden.«

»Wie viele Menschen hast du getötet?«

»Ich weiß es nicht.«

»Fünf oder mehr?«

»Sicherlich mehr. Selbst die Mauern der Zelle haben mich nicht aufhalten können. Ich kam immer hindurch. Sie waren für mich

einfach nicht vorhanden. Verstehst du? Mein Plan hat wunderbar geklappt. Ich bin frei, und alles ist wie früher.«

»Nicht ganz.«

»Wer sollte mich stören?«

»Ich!«

Diese Antwort reizte ihn zum Lachen. Er amüsierte sich köstlich.

Das änderte sich.

Er hielt sich nicht mehr zurück und kam.

Bisher hatte mich nur diese tiefe Finsternis umgeben. Eine wirklich lichtlose Schwärze, und von Janes Erzählungen, was das Licht oder die Musik anging, war nichts eingetroffen. Licht und Musik sah und hörte ich zwar jetzt auch nicht, aber ich konnte plötzlich etwas erkennen, denn an einer bestimmten Stellen zog die Finsternis zurück oder wurde durchbrochen.

Ein Kreis entstand.

Nicht der Mond, der hatte kein Gesicht. Ich aber sah dieses Gesicht, obwohl ich als Körper in einer anderen Welt lag.

Ich kannte das Gesicht, denn ich hatte Nathan bereits am Ufer des Flußarms gesehen.

Er schaute aus wie in der normalen Welt, nur daß ich ihn jetzt noch deutlicher sah, natürlich auch sein widerliches, kaltes Totengrinsen…

***

Es war tatsächlich ein Ausdruck, den ich kaum beschreiben konnte. Ein Grinsen ohne Gefühl, ohne eine Botschaft. Es war eingefroren, es wirkte verzerrt, es war anders als bei einem Menschen, und es paßte sich dem Ausdruck der Augen in diesem widerlichen haarlosen Gesicht sehr gut an. Auch in ihnen entdeckte ich einen furchtbaren Ausdruck, der tot und nichtssagend war und trotzdem lebte.

Allerdings das Leben eines Eisklotzes führte, denn Gefühle waren nicht zu entdecken.

Die kleine Nase, die glatte Stirn, der ebenfalls glatte Kopf. Nirgendwo war ein Haar zu sehen, und die gesamte Erscheinung wirkte auf mich alterslos. Jedenfalls hätte ich es nicht schätzen können.

Er war ein böses, teuflisches Neutrum, aber er hatte hier seine große Machtfülle.

»Ich bin jetzt da«, sagte er. »Du kannst mich sehen. Du wirst auch weiterhin sehen und hören können, denn du sollst auf deiner Reise in den Tod nicht enttäuscht werden. Ich werde dafür sorgen, daß du nicht mehr ins Leben zurückgeholt wirst. Derjenige, der es versuchen will, steht bereits auf meiner Liste! - Ich weiß, wo er sich aufhält, und ich denke jetzt noch einmal daran, was ich dir gesagt habe. Mich gibt es zweimal, und beide Körper sind unabhängig voneinander. Das ist es doch, was mir den großen Vorteil dir gegenüber bringt. Du hast dich

für diese Welt entschieden. Es ist gut, du wirst in ihr bleiben, du wirst den Tunnel sicherlich verstärken…«

Es waren seine letzten Worte. Das Gesicht mit dem leichenhaften Grinsen zog sich wieder zurück.

Ich aber blieb.

Und ich hörte plötzlich die wunderbare Musik. Ferne Klänge erreichten meine Ohren, und auch meine Augen bekamen etwas geboten, denn vor mir öffnete sich der Tunnel!

Und in der Ferne schimmerte so etwas wie ein wunderschöner Stern.

Der Eingang ins Jenseits? Ins Paradies…?

***

Nathan taumelte!

Er wußte selbst nicht, aus welchem Grund er nicht normal gehen konnte. War es die Freude darüber, es geschafft zu haben? Immerhin war es ihm gelungen, den Kontakt herzustellen.

Er wußte jetzt Bescheid, nicht allein über den Geistkörper des Mannes, der John Sinclair hieß, sondern auch über seinen stofflichen.

Er wußte, wo er ihn finden konnte. Nicht weit von dem Ort entfernt, wo er sich aufhielt, aber dennoch zu weit, um zu Fuß dorthin zu gehen. Und sein alter Plan nahm immer mehr Gestalt an. Er würde einen Wagen anhalten und den Fahrer notfalls zwingen… Aber womit?

Eine Waffe besaß er nicht. Er mußte sich eine besorgen. An eine Schußwaffe war nicht so leicht heranzukommen, aber es konnte auch etwas anderes sein.

Ein Messer!

Seine Augen funkelten wie Stahl, als er daran dachte. Aber es mußte doch auch andere Möglichkeiten geben…

Er ging normal weiter, aber mit langen, irgendwie zähen Schritten. Und er wußte auch, wohin er sich zu wenden hatte, denn nicht weit entfernt führte die Straße vorbei.

Dort konnte er einen Wagen anhalten.

Noch immer bewegte er sich in der Nähe des Ortes. Sein Sinnen und Trachten war einzig und allein darauf ausgerichtet, zu gewinnen. Er wollte und brauchte den Sieg, und er schaute sich immer wieder um.

Niemand war ihm auf den Fersen.

Aber etwas anderes störte ihn.

Ein eigentümlicher Geruch stieg in seine Nase. Nathan blieb stehen und schaute sich um.

Zu sehen war nichts, doch der Geruch wehte weiterhin auf ihn zu. Von der Straße her.

Der Geruch von gegrilltem… Fleisch!

Nathan schlich weiter. Das Gelände gab ihm Deckung. Niederholz

schützte ihn, und er entdeckte einen schmalen Pfad, der geradewegs auf das Ziel zuzuführen schien.

Hinter ihm grummelte es noch immer, aber der Himmel blieb weiterhin trocken. Ferne Blitze huschten über den Horizont.

Tief atmete er durch. Sträucher streiften ihn mit ihren Zweigen wie kleine Hände. Sein Blick war auf den rötlichen Schein des Grillfeuers gerichtet. An der Straße mußte sich der Grillplatz befinden, auf dem sich die Menschen versammelt hatten.

Er hörte sie reden und lachen. Das Totengrinsen auf seinem Gesicht verstärkte sich noch weiter.

Wenn er daran dachte, daß sich ganz in der Nähe Nachschub für seinen Tunnel befand, dann drehte er fast durch. Er wünschte sich eine Maschinenpistole, deren Garben er in die Menschen hineinschießen konnte, so lange, bis sich keiner mehr von ihnen rührte. Keine Frau, kein Mann, kein Kind.

Er war brutal und unmenschlich in seinem gesamten Denken und Handeln, aber das störte ihn nicht.

Nur mehr wenige Körperlängen trennten ihn inzwischen von seinem Ziel. Es wurde von einer Hecke umgeben, die Nathan erst einmal umrunden wollte. Mit beinahe lautlosen Schritten schlich er an ihrer Rückseite entlang. Nathan spürte bereits die Wärme des Grillfeuers, und er hörte einen Wagen vorbeifahren.

Plötzlich entdeckte er eine Lücke in der Hecke. Es war der »Eingang«.

Wenn das keine Fügung des Schicksals war!

Zuerst ging er auf die Knie, dann legte er sich auf den Bauch und hob den Kopf ein wenig an. Die glühenden Kohlen waren nicht zu übersehen.

Das Glück blieb ihm auch weiterhin treu, denn es befand sich im Augenblick niemand in der Nähe des Grills. Die Esser saßen neben ihrem Wagen, einem Chrysler Voyager, zusammen. Sie hatten einen kleinen Tisch für die Schlemmereien aufgebaut, ließen es sich schmecken und griffen hin und wieder zu ihren Gläsern.

Es lief bestens.

Auf dem Boden robbte sich Nathan immer näher an den Grill heran, der ihn eigentlich nicht interessierte. Dafür der winzige Klapptisch daneben, denn dort war das Grillbesteck abgelegt worden. Eine Zange aus Metall, eine zweizinkige Gabel - und ein Messer, mit dem das Fleisch geschnitten werden konnte. Ein Messer mit breitem Rücken, einer scharfen Spitze und einer Säge an der Schneideseite.

Ideal!

Nathan robbte noch näher heran, bis er den Tisch erreicht hatte. Grashalme wischten über seine Lippen, was ihn nicht weiter störte.

Einen letzten Blick warf er noch auf die fünf Personen, und er war beruhigt, daß sich keiner von denen rührte oder Anstalten traf, sich zu

erheben. So mußte es laufen.
Wieder kniete er sich hin. Direkt vor seinem Gesicht sah er die Tischplatte.
Und das Messer lag so günstig…
Ein Griff, und er hatte es.
Blitzartig duckte er sich wieder, weil sich ausgerechnet in diesem Augenblick jemand umdrehte, um zum Grill zu schauen. Er war ein Mann, der dabei in die Runde fragte, ob er noch etwas auf den Rost legen sollte.
Die andern waren dagegen.
»Dann eben später.«
Daß er nur durch Zufall sein Leben gerettet hatte, konnte er natürlich nicht wissen.
Nathan zog sich wieder zurück, auf allen vieren.
Als er sich weit genug entfernt hatte, rannte er los. Oft ist das Glück mit den Bösen, und das traf auch auf ihn zu, denn die Straße beschrieb eine Linkskurve und führte vom Ort weg. Besser hätte es Nathan nicht treffen können. Das wußte er auch und kicherte.
Für einen Moment blieb er an der Fahrbahn stehen. Die schnellen Blicke nach rechts und links.
Es war alles okay. Keiner beobachtete ihn. Mit langen Sätzen überquerte er den Asphalt und war auf der anderen Seite rasch in Deckung gegangen. Von nun an brauchte er nur darauf zu warten, daß sich ein Wagen näherte, den er anhalten konnte.
Tagsüber war die Straße stärker befahren. Aber auch jetzt rollten Autos in Richtung London, und dort, am Stadtrand, befand sich auch sein Ziel.
Jetzt brauchte nur noch das richtige Fahrzeug zu kommen. Am besten mit einer Person besetzt.
Er hörte das Brummen von verschiedenen Seiten. Zwei Lastwagen passierten ihn. Die konnte er vergessen. Er bevorzugte die kleinen Flitzer.
Für ein paar Sekunden, als keine Scheinwerferlichter die Nacht zerschnitten, fielen seine Blicke wieder auf das Wetterleuchten im Westen. Die Griller hörte er nur noch, wenn sie aus vollem Halse lachten.
Nathan war nervös.
Es wurde Zeit für ihn.
Er kaute auf der Unterlippe. Dann spielte er mit seinen Händen, die sich ebenfalls völlig haarlos zeigten. Die Haut sah bleich aus.
Wann kam der nächste Wagen?
Die Zeit drängte. Er mußte rasch an sein Ziel gelangen. Dieser Sinclair sollte endlich krepieren! Der Zweitkörper durfte nicht mehr zurück in einen normalen. Wenn das alles geschehen war, hatte er

gewonnen.

Nathan hörte plötzlich Musik. Er bewegte seine Hände im Takt. In seinem Kopf war die Musik aufgeklungen, und die Augen verdrehten sich noch stärker.

Er grinste schärfer. In der Ferne sah er die hellen Lichter. Zwei Glotzaugen, die rasch näher kamen.

Der Fahrer oder die Fahrerin fuhr mit Fernlicht.

Für Nathan war die Wartezeit vorbei.

Jetzt oder nie.

Er paßte den richtigen Augenblick ab und huschte vom Graben her auf die Straße.

Zwei, drei Schritte waren es, als er stoppte und sich dem anfahrenden Wagen zudrehte.

Die Arme riß er hoch in die Lichtinsel. Nathan winkte. Er war nicht zu übersehen und mußte auf den Fahrer wirken wie der Schauspieler für den Zuschauer im grellen Bühnenlicht.

Kein Hupen. Dafür passierte genau das, womit er gerechnet hatte. Die Person hinter dem Steuer bremste ab, und Nathan drehte sich zur Seite, damit das Licht nicht voll in sein Gesicht fiel.

Dann bewegte er sich auf die Fahrertür zu, die in diesem Augenblick geöffnet wurde.

Er hörte eine Frauenstimme. »Was ist los?«

»Ich muß nach London!« Nathan hielt sich außerhalb des Lichts. »Es ist dringend!«

»Steigen Sie ein.«

»Darf ich wirklich?«

»Ja, natürlich.«

»Danke, es ist auch ein Notfall.« Nathan huschte um das Fahrzeug herum. Er handelte jetzt schnell, denn er wollte keine Sekunde verlieren.

Er hatte nicht mal darauf geachtet, was es für ein Fabrikat war. Der Wagen gehörte zur Mittelklasse, und die Fahrerin im mittleren Alter.

»Wo genau wollen Sie hin?«

Er sagte es ihr.

»Gut, das ist meine Richtung.«

»Sehr schön.«

Die Frau startete. Sie trug ein gelbes T-Shirt und Jeans. Ihr Haar war lockig und hing schweißverklebt bis in die Stirn hinein. Im Fahrzeug herrschte eine dumpfe Luft.

Auf dem Rücksitz lagen Kartons, die gegen die beiden Vordersitze drückten.

Gern hätte die Frau etwas gefragt, aber jetzt, wo sie ihren Mitfahrer richtig sah, kriegte sie schon Bedenken. So wie der Mann aussah, hätte er gut in ein Gruselkabinett gepaßt, denn er war völlig haarlos. Sein

Mund zeigte ein schiefes, fast eingefrorenes Grinsen.
»Ich heiße übrigens Mary«, sagte die Frau, um das für sie bedrückende Schweigen zu durchbrechen.
»Nett. Ich bin Abe.« Er log, das hatte er schon immer getan. Nur nicht den wahren Namen nennen.
Dann würde man ihm zu leicht auf die Spur kommen.
»Welche Probleme haben Sie denn?«
»Einige.«
»Kann ich sonst noch helfen?«
»Das glaube ich kaum. Ich muß nur nach London, denn meiner Schwester geht es schlecht.«
»Aha.«
»Sie - sie hat sich übernommen, wissen Sie? Viel Ärger. - Ein Nervenzusammenbruch.«
»So ist das.«
»Klar.«
Er schloß die Augen. Nathan wußte selbst, wie er aussah, und er zeigte sich nicht gern.
Zum Glück fuhr Mary schnell. So kamen sie zügig voran, und das war wichtig. Sinclairs Zweitkörper sollte auf keinen Fall zurückkehren können. Er mußte für immer verschollen bleiben. Um das zu erreichen, mußte Nathan zunächst einige Hindernisse aus dem Weg räumen. Blut würde fließen, und darauf freute er sich.
Er war eingesetzt worden, um den Tunnel zu schaffen. Durch ihn würden die Verdammten wieder eine Chance erhalten, ins Paradies zurückzukehren.
Wunderbar…
»Ich glaube, wir sind gleich da.«
Die Stimme der Fahrerin riß Nathan aus seiner Lethargie, und als er durch die Scheibe schaute, war die ländliche Umgebung verschwunden.
»Wohin?«
»Die nächste Straße rechts. - Pardon, ich war - eingeschlafen. Können Sie hier halten?«
»Klar, aber…«
»Bitte!«
»Gut.« Die Frau stoppte. Der Wagen stand kaum, da war Nathan schon ausgestiegen und rannte fluchtartig davon, was seine Fahrerin verwunderte.
»Wenigstens hätte er sich bedanken können«, murmelte sie. Daß sie wahnsinniges Glück gehabt hatte, überhaupt noch am Leben zu sein, wußte sie nicht. Es war eben besser gelaufen, als es sich Nathan vorgestellt hatte, der nach dem Aussteigen sofort untergetaucht war, so daß sich die Autofahrerin wunderte, ihn überhaupt nicht mehr zu

sehen. Ihn schien- der Erdboden verschluckt zu haben.

Sie startete wieder, und Nathan befand sich bereits in der Straße, in der Dr. Bensons Privatklinik lag. Er eilte auf das Haus zu und nahm mit seinen sensiblen Sinnen wahr, daß sich der Körper seines Feindes hinter den Mauern befand. Auf den Einsatz des Messers hatte er bisher verzichten können, aber er wußte, daß es nicht so bleiben würde.

Auf einem Schild las er den Namen Benson.

Er lächelte, als er über den Zaun kletterte. Warnanlagen hatte er nicht gesehen. Beinahe lautlos schwebte Nathan durch den Garten. Bäume gaben ihm Schutz. Das Gewitter war auch hier zu hören.

Lauter jetzt, und eine erste Windbö erwischte ihn.

Das Haus war verhältnismäßig groß. Es erstreckte sich über zwei Etagen. Die meisten Fenster waren dunkel, nur im Erdgeschoß schimmerte hinter einigen Scheiben gedämpftes Licht. Die Vorhänge waren zugezogen.

Er mußte hinein, und er mußte sich beeilen. Die Zeit drängte. Er stellte für einen Moment den Kontakt zu seinem Zweitkörper her. Dabei war er stehengeblieben und hatte die Augen weit geöffnet.

Der Tunnel war da.

Sinclair war auch da.

Er würde ebenfalls kommen.

Aber zuvor mußte er in dieser Welt etwas Wichtiges erledigen. Er war sich seiner Sache sicher. Er würde alles schaffen, denn er gehörte zu denen, die man nicht so leicht stoppen konnte.

Wie ein Patient oder Besucher ging er zur Tür und klingelte…

***

Nichts - es hatte sich nichts getan! Nach wie vor lag John Sinclair unbeweglich auf der Liege, und es war nicht festzustellen, was ihn bewegte oder was er erlebte.

Er war da, aber trotzdem nicht da. Er war nur anwesend, mehr auch nicht. Natürlich machten sich Jane, Suko und Sir James Sorgen. Auf ihren Gesichtern lag eine wahnsinnige Anspannung Sie hielten die Lippen zusammengepreßt, atmeten nur durch die Nase und schauten mehr als einmal auf die Uhren.

Nur Benson war gelassen. Der Professor hatte hin und wieder ein Lid des Mannes in die Höhe geschoben, einen Blick in das Auge geworfen und war zufrieden, was er durch mehrmaliges Nicken andeutete.

»Ja, das wird schon gehen«, sagte er. »Was?« fragte Jane.

»Es ist alles okay.«

»Aber wir wissen nicht, was er erlebt. Das macht mich verrückt.«

Benson verlieh seinem Gesicht einen erstaunten Ausdruck. »Ich bitte Sie«, sagte er, »haben wir Mr. Sinclair zu diesem Experiment gezwungen, oder hat er es selbst gewollt?«

»Er wollte es.«
»Sie sagen es, Miß Collins.«
»Aber Sie gestatten doch, daß ich mir Sorgen mache. Da spreche ich für die anderen hier wohl mit.«
»Natürlich.« Der Professor wandte sich Sir James zu, denn der hatte ihn angesprochen.
»Wann, so glauben Sie, ist der späteste Zeitpunkt, wo Sie ihn wieder zurückholen müssen?«
Benson war nachdenklich. Er tupfte über seine Stirn und bewegte die Brauen. »Da wir hier mit offenen Karten spielen, will ich Ihnen verraten, daß ich das Maximum noch nicht ausgelotet habe. Ich weiß nicht genau, wo ich die Grenze der Belastbarkeit finden kann. Es gibt da keine Statistiken.«
»Sie sind der Fachmann.«
»Das ist richtig, Sir, aber jedes Experiment liefert neue Erkenntnisse. Ich weiß nur, daß ich Ihren Freund wieder zurückholen kann. Doch alles ist eine Frage der Dosis.«
»Und wo haben Sie Ihr Mittel?«
Der Professor lächelte Jane zu. »In meinem Safe. Sie brauchen keine Sorgen zu haben, es ist alles vorbereitet. Ich bin auf gewisse Eventualitäten eingestellt.«
»Auf alle?«
»Wie meinen Sie das, Miß Collins?«
»Ich denke an die letzte Konsequenz.«
Der Professor überlegte kurz. »Den Gedanken sollten Sie außen vorlassen.«
»Sie sind also davon überzeugt, daß nichts schiefgehen kann?«
»Die Wahrscheinlichkeit ist groß.«
Damit war Jane nicht zufrieden. Suko und Sir James ebenfalls nicht. Sie schaute beide an, und auch ihnen war anzusehen, daß sie unter diesem Experiment litten.
»Wir sollten uns trotzdem mit dem Gedanken vertraut machen, ihn wieder zu reanimieren«, schlug der Superintendent vor. »Mr. Sinclair ist mein Mitarbeiter. Ich bin, wenn Sie so wollen, für ihn verantwortlich.«
»Das verstehe ich.« Wieder blickte er auf seine Uhr. »Also, brechen wir den Versuch ab? Das Gegenmittel liegt bereit. Ich will Ihnen auch sagen, daß ich normalerweise meine Versuche unter dem beschützenden Dach der Medizin durchführe: Dieses hier ist zwar nicht einmalig, aber schon selten.«
»Was meinen Sie, Suko?«
Der Inspektor hatte geschwiegen und nur seinen Freund unter Kontrolle behalten. »Ich weiß es nicht so recht. Man kann an ihm nichts ablesen. Es gibt weder ein Zucken der Finger noch der

Augenlider. Hier ist alles anders. Daß John nicht tot ist, wenn ich ihn so liegen sehen, wundert mich schon. Wir wissen auch nicht, ob sein Zweitkörper etwas erlebt. Keiner von uns hat ihn gesehen. Wir haben auch keine Nachricht erhalten. Wir tappen im dunkeln.«

»Also warten?« fragte Jane.

»Geben wir zehn Minuten hinzu?«

»Bitte.«

Sir James war nicht so ganz einverstanden. »Was ist schon Zeit?« fragte er. »Zeit ist eine relative Größe. Wir wissen ja nicht, wie sie in Johns zweiter Welt abläuft und…«

Es schellte!

Dieser schrille Klang, mit dem keiner von ihnen gerechnet hatte, brachte sie durcheinander. Nicht nur die Besucher, auch der Hausherr selbst war verunsichert.

»Das verstehe ich nicht…«

»Sie haben keinen Besuch erwartet?« erkundigte sich Sir James.

»Nein.«

»Sollen wir denn öffnen?«

Es schellte abermals.

»Die Person wird sich wohl nicht abweisen lassen«, sagte der Professor mit müde klingender Stimme. »Ich werde mal nachschauen.«

»Nein, nur das nicht!« schrie Jane. »Sie bleiben hier. Sie werden hier gebraucht. Ich öffne.«

»Ja, gehen Sie.«

Da auch Sir James und Suko keinen Widerspruch einlegten, verließ Jane den Raum.

Die Haustür war leicht zu finden, und Jane dachte auf dem Weg dorthin darüber nach, wer noch zu dieser Zeit etwas von Dr. Benson wollte. Irgendwo traute sie dem Frieden nicht.

Für einen kurzen Augenblick dachte sie an Nathan, aber den Gedanken verwarf sie sofort wieder.

Als es erneut schellte, war Jane bereits an der Tür. Es gab kein Guckloch. Sie mußte die Tür aufziehen. Dabei vergaß sie die Sperrkette einzuhängen.

Jane öffnete.

Im selben Augenblick riß sie den Mund auf. Der Schock ließ sie förmlich erstarren.

Nathan dagegen reagierte blitzschnell.

Ehe sich Jane versah, war er im Haus, stieß sie zurück, packte sie dann und hielt ihr das Messer mit der Sägeklinge an die Kehle.

Die Tür schwang wieder zu. Als sie mit einem typischen Geräusch ins Schloß fiel hörte Jane die gemein klingende Flüsterstimme an ihrem Ohr. »Jetzt gehen wir beide zu den anderen. Und dort wird Blut fließen, viel Blut…«

Janes Blut floß bereits, denn die Sägeschneide hatte ihr die Haut am Hals eingeritzt…

***

Das Licht - die Musik - der Tunnel!

Es war alles so herrlich leicht, so wunderbar, und alle drei Dinge zusammen ließen mich die Angst, die Furcht und auch die Bedrohung vergessen.

Mich lockte das Licht!

Ich war nach wie vor körperlos, aber ich konnte durchaus denken, denn der Geist unterlag eben anderen Gesetzen, und ich dachte daran, daß ich unbedingt zum Licht wollte, weil es mich anzog wie ein Magnet.

Jede Seele, jeder Geist wollte zum Licht. Es gab überhaupt keine Unterschiede, und so schwamm ich gewissermaßen dem Tunnel entgegen. In mir oder wie auch immer herrschte die große Freude vor, denn alle Sorgen der Welt lagen jetzt weit hinter mir.

Ich würde es schaffen.

Es war ein Hingleiten, ein wundersames Schweben, und mich umgaben diese herrlichen Sphärenklänge, wie sie nur das Paradies selbst produzieren konnte.

Der Tunnel war nicht einfach eine Röhre mit zwei Öffnungen, er war so etwas wie eine weite Fläche, aber trotzdem begrenzt. Ich sah Seiten, vielleicht bildete ich sie mir auch nur ein, aber an diesen Innenrändern floß das Licht entlang wie weiches Wasser, das vom Licht der Sonne umschmeichelt wurde.

Das Glücksgefühl verstärkte sich noch. Ich konnte die Menschen immer besser verstehen, die sauer waren, wenn sie aus dieser Welt wieder zurück in einen oft schmerzenden Körper gerissen wurden.

Das hier war eben das absolute Glück, wie es auf der Erde nicht erreicht werden konnte. Es war die große Freude auf dem Weg ins Paradies.

Hatte der Dichter Schiller so empfunden, als er den Text zu van Beethovens Neunter Symphonie schrieb?

War dies die Freude des Götterfunkens? Lag vor mir das Elysium (Aufenthaltsort der Seligen [in der griechischen Sage])?

Eine Welt, in der es keinen Ärger, keine Gewalt und auch keine Sorgen gab. Mein Geist war unterwegs, und er wurde von den wunderschönen Klängen getragen.

Ich würde einen Blick in das Paradies werfen können. Das Jenseits konnte so wunderbar sein, und in diesem Augenblick dachte ich an nichts anderes. Mein normales Leben war so weit entfernt, zu weit. Eigentlich konnte ich es jetzt vergessen, denn ich glaubte zudem daran, daß ich nie mehr dorthin zurückkehren würde.

Ich wollte auch nicht!
Mein Geist bewegte sich durch den Tunnel. Das Licht nahm an Stärke zu. Es blieb auf meinem Weg. Es wollte mich leiten, und die Musik schien aus diesem Licht zu kommen.
Wann endlich hatte ich das Ziel erreicht?
Vor mir strahlte das Licht am Ende des Tunnels viel heller als zu den Seiten. Dieser Tunnel verlieh auch meinem Astralleib Kraft. Für einen Augenblick dachte ich wieder an das, was hinter mir lag.
Ich konnte mir jetzt nicht mehr vorstellen, daß er von jemandem manipuliert wurde, um dem Bösen zu dienen.
Nein, das schien unmöglich.
Das durfte nicht sein.
Auf keinen Fall.
Ich wollte das Glück erleben, das ewige Glück, dessen Faden immer stärker wurde. Aber er riß auch.
Plötzlich erschien das Gesicht!
Ich hätte damit rechnen müssen, aber wer dachte schon an die negative Seite, wenn man Dinge erlebte, über die man eigentlich kaum sprechen konnte?
Nathans Gesicht!
Die kalte, faltenlose und glatte Fratze, auf der sich das Totengrinsen so überdeutlich abzeichnete.
Eine widerliche Boshaftigkeit, die sogar nicht in diese wunderbare Welt passen wollte. Grauenhaft und gemein. Wissend und böse.
Ich hörte ihn reden. »Es ist mein Tunnel, John Sinclair. Er gehört mir. Mir ganz allein. Es wird der Kanal zum Paradies werden, und ich werde dafür sorgen.«
Meine Umgebung blieb, aber trotzdem war sie für mich düster geworden. Dieses grinsende Gesicht versperrte mir den Weg, und der Mund zog sich zuckend und intervallweise immer mehr in die Breite, wobei seine Starre seltsamerweise vorhanden blieb.
Diese Bösartigkeit versetzte mir einen weiteren Schock, und ich erkannte ihn als den Sieger an.
Ich wollte es trotzdem nicht wahrhaben und »sprach« dagegen. »Nein, das kann und darf nicht sein. Es gibt keine Sieger, die aus der Hölle kommen. Keine uralten Engel, die einmal verflucht worden sind, werden den Weg ins Paradies finden.«
»Doch, das werden sie. Es ist beinahe soweit, denn du wirst sie nicht daran hindern können.«
»Ich versuche es.«
»Du wirst sterben?«
»Bin ich das nicht schon?«
»Nicht richtig, denn dein Körper befindet sich nur in einem todesähnlichen Schlaf. Dein Gehirn arbeitet noch. Du bist so etwas wie

ein Zombie, Sinclair. Du bist zu einem anderen Wesen geworden, das anderen Gesetzen gehorcht, und du wirst keine Chance mehr haben, in deinen Körper zurückzukehren; dafür werde ich Sorge tragen.«

»Du bist hier?«

»Auch, aber ich bin woanders. Ich will mich nicht wiederholen. Ich werde deinen Körper töten, denn die Chance, es zu tun, war nie so günstig für mich.«

Ob er lachte, wußte ich nicht, aber seine Augen veränderten sich. Sie blickten noch kälter und unmenschlicher. In ihnen stand der Sieg wie festgeschrieben…

***

»Wenn du schreist oder wenn du versuchst, dich irgendwie bemerkbar zu machen, bist du tot!«

Diese Sätze hatte Nathan Jane ins Ohr geflüstert, und sie wußte sehr gut, daß er es ernst meinte. Ein Mann wie Nathan scherzte nicht. Wie ernst er es meinte, zeigten auch die Klinge und die Wunde, aus der das Blut rann.

»Wo müssen wir hin?«

Die Detektivin bog sich in seinem Griff. Sie war von hinten umklammert worden. Wenn sie nach unten schielte, konnte sie die Klinge erkennen, die für sie aussah wie ein dunkles, gefährliches Stück Eis, das immer heißer wurde und trotzdem nicht schmolz.

»Ich gehe vor.«

»Gut.«

Der Weg führte durch eine große Diele, in der dunkle Möbel standen. Auch die Bilder an den Wänden zeigten dunklere Motive, zumeist Porträts von düster schauenden Menschen, in deren Augen des öfteren ein bedrohliches Schimmern lag.

Jane war nicht in der Lage, normal zu gehen. Die Sohlen schleiften über den Boden, und die Umgebung verschwamm vor den tränenden Augen.

Ich muß mich zusammenreißen! dachte Jane. Verdammt, ich muß es einfach tun! Ich kann mich nicht gehenlassen. Ich habe schon einiges hinter mich gebracht, ich bin durch mehrere Höllen gegangen und habe sie alle überstanden. Ich habe gegen Dämonen, Zombies, Hexen und anderes magisches Ungeziefer gekämpft, und ich werde mich hier nicht fertigmachen lassen! Nein, ich nicht!

Jane machte sich selbst Mut, und es fiel ihr plötzlich leichter, den Weg zu gehen.

Da war die Tür zum Zimmer.

Jane hatte sie nach dem Verlassen des Raumes geschlossen, und die Tür war auch von innen nicht geöffnet worden. Es wollte eben niemand nachschauen, ob jemand gekommen war oder nicht.

Man hatte Jane die Verantwortung überlassen. Und sie hatte versagt. Die Vorwürfe kamen automatisch. Sie hätte eigentlich wissen müssen, daß er so leicht nicht aufgab. Er war raffiniert und besessen von seinem Plan.

Sie blieben vor der Tür stehen. Die Klinge »klebte« noch immer an ihrem Hals, und aus dem Mund des Mannes drang ein leises, zischendes Geräusch. »Ich warne dich noch einmal«, sagte er dann.

»Öffne die Tür nicht zu hastig, aber auch nicht zu langsam. Wenn du es trotzdem tust, schneide ich dir die Kehle durch!«

»Verstanden!« flüsterte Jane. »Dann los!«

Die Klinke bestand aus dunklem Kunststoff. Jane legte ihre Hand darauf und mußte sich einen inneren Ruck geben. Dann drückte sie die Klinke nach unten und stieß die Tür auf.

Genauso, wie Nathan es verlangt hatte. Nicht zu langsam, auch nicht zu hastig.

Der Weg war frei.

Jane Collins schaute in das Zimmer. Die anderen blickten sie an - und erstarrten!

Nach einer kurzen Schocksekunde begriffen die drei Männer, wie sehr sich die Lage zu ihren Ungunsten verändert hatte. Nathan hatte Jane Collins fest gegen sich gepreßt. Er schaute über ihre rechte Schulter hinweg, und für die Männer sah es so aus, als läge ein künstliches Gesicht auf ihrem Körper.

Sir James wollte reden, aber Nathan ließ ihn nicht dazu kommen. »Kein falsches Wort, keine falsche Bewegung, sonst erstickt die Frau an ihrem eigenen Blut!«

Der Superintendent nickte. »Es ist gut«, sagte er. Er hatte es geschafft, seiner Stimme einen ruhigen Klang zu geben. »Sie brauchen keine Angst zu haben. Wir tun alles, was Sie wollen.«

»Angst?« Aus dem schiefen Maul drang ein gefühlskaltes Lachen. »Angst habe ich sowieso nicht. Ich kenne keine Angst, nur den Sieg, und den endgültigen werde ich jetzt erringen.« Er drückte gegen Janes Rücken, und die Detektivin ging zwei Schritte in den Raum hinein. Hinter ihr blieb die Tür offen.

Nathan bewegte seine Augen, weil er alles sehen wollte. Die Pupillen glichen flachen, kalten Kugeln, die sich dabei drehten, um jeden Winkel überblicken zu können.

Plötzlich lachte er auf, denn er hatte den bewegungslosen John Sinclair auf der Liege entdeckt.

»Da ist er ja. Da liegt mein Freund und rührt sich nicht. Welch eine Freude!« Er kicherte. »Dabei hat er mich töten wollen. Ja, er wollte mich vernichten. Er hat auf mich geschossen. Genau wie du, Chinese. Aber niemand darf auf den Gesandten der Engel schießen. Wer es trotzdem tut, der ist des Todes.« Er kicherte und sprach Jane an. »Ist

es nicht wunderbar zwischen uns beiden? Wir sind schon einmal zusammengekommen, aber diesmal wird es keiner schaffen, dich aus dem Tunnel zu holen, das garantiere ich dir.«

»Sagen Sie, was Sie wollen!« forderte Sir James.

»Halt dein Maul! Wer ist dieser Mann?«

Die Frage war an Suko gerichtet. »Mein Vorgesetzter.«

»Aha. Ihr habt euch Sorgen gemacht. Wie nett die Menschen doch sein können.« Er schnüffelte wie ein Hund. »Dann sind Sie wohl Benson, Professor Benson.«

»Ja.«

»Gut, gratuliere. Sie haben mir sehr geholfen. Ich darf mich bedanken, daß Sie Sinclair in den Tod geschickt haben. Das ist einmalig, wirklich. Damit haben Sie sich auf meine Seite geschlagen. Es tut gut, so etwas zu wissen.«

»Das glaube ich nicht!«

»Ohhh«, dehnte der Killer. Er schaffte es sogar, seinen Mund schmaler zu machen. »Sie widersprechen? Das will ich nicht, denn ihr alle werdet genau das tun, was ich will. Oder wollt ihr eure Freundin tot sehen? Wollt ihr das?«

»Nein!«

»Gut, dann bleibt ruhig.« Er verzerrte den Mund wieder und ließ seine Worte wirken.

Vor sich sah er die Liege, und nicht weit entfernt hielt sich der Professor auf. Sir James und Suko standen ihm gegenüber. Sie wirkten wie Zinnfiguren.

»So ist es gut!« flüsterte Nathan. »So habe ich mir die Ouvertüre vorgestellt. Aber es wird nicht so bleiben. Hier muß und hier wird sich etwas verändern.«

»Was wollen Sie genau?« fragte Sir James.

»Das ist doch einfach zu begreifen. Der Mann auf der Liege darf nicht wieder normal werden. Er muß sterben, und er wird sterben. Ich überlege nur noch, wie ich es durchführen lasse. Professor, würden Sie ihn endgültig töten? Es müßte doch ein Leichtes für Sie sein.«

Benson schwitzte. Er stand unter einem großen Druck, und er schüttelte den Kopf. »Nein!«

»Du - Chinese?«

»Auch nicht.«

»Dann bleibt nur noch der Chef.« Nathan schnalzte mit der Zunge. »He, Chef, was ist mit dir? Willst du deinen Untergebenen nicht töten?«

»Niemals!«

Das glatte Gesicht zeigte an der Stirn plötzlich Falten, denn Nathan hatte die Antwort nicht gefallen.

»Niemals?! Das glaube ich dir einfach nicht. Wenn du das Wort noch

einmal wiederholst, säge ich der Frau hier die Kehle durch. Ich werde sie aber noch ein paarmal schreien lassen…«

»Hören Sie auf!«

»Schon gut, Chef, ich habe mich auch entschlossen. Du wirst ihn töten?«

Sir James schwieg. »Du wirst deine Waffe nehmen und ihm die Kugel genau zwischen die Augen setzen.«

»Ich habe keine Waffe bei mir. Ich trage nur selten…«

»Willst du mich auf den Arm nehmen, Chef? Jetzt noch? Das kann doch nicht wahr sein.«

Suko mischte sich ein. »Es stimmt«, erklärte er. »Sir James hat nicht gelogen. Er trägt keine Waffe bei sich. Er braucht sie nicht.«

»Ich glaube dir.«

»Wie schön.«

»Die Bemerkung hättest du dir sparen können. Eine Waffe wird es sicherlich hier geben, und ich denke, daß du eine bei dir trägst, Chinese. Deshalb wirst du sie jetzt deinem Chef überlassen. Er wird Sinclair erledigen. Für alle Zeiten.«

Bestürztes Schweigen.

»Warum sagt denn niemand etwas?« fragte Nathan. »Hat es euch die Sprache verschlagen? Seit ihr es nicht gewohnt, eine Niederlage einzustecken? Wenn nicht, werdet ihr es jetzt lernen müssen.«

»Was bezwecken Sie überhaupt damit?« erkundigte sich Sir James. »Was wollen Sie?«

»Seine Vernichtung. Die körperliche. Den Geist habe ich schon bekommen. Im Gegensatz zu ihm kann ich mich auf zwei Ebenen bewegen. Ich bin bei seinem Körper, und ich bin bei seinem Geist, aber ich bin nicht starr, und der Tunnel wird sich öffnen, weit öffnen - für ihn und mich. Und der Tunnel wird wahnsinnig stark werden, das versichere ich euch. - So, Chinese, du wirst jetzt vorsichtig deine Waffe ziehen und sie deinem Chef geben. Ebenfalls sehr vorsichtig. Und keine falsche Bewegung, sonst ist die Frau hier tot, mausetot. Ihr Blut wird spritzen!«

»Ich weiß Bescheid.«

»Gut, dann los.«

Suko wußte genau, welche Verantwortung auf ihm und seinem Chef lastete. Er drehte sich um, damit er Sir James anschauen konnte.

Dessen Gesicht war nur mehr eine feuchte Maske. Die Brillengläser waren beschlagen, und die Schweißperlen kullerten über seine Wangen.

Der Superintendent nickte Suko zu. Ein Zeichen, daß er bereit war, die Beretta in Empfang zu nehmen, deren Griff Suko bereits umfaßt hielt.

Aber er tat noch mehr.

Er sicherte die Waffe, ohne daß es Nathan mitkriegte. Er stand hinter Jane und drückte ihr die Klinge gegen den Hals.

Suko hielt die Beretta so, daß die Mündung zu Boden wies. »Gib sie ihm! Tempo!«

»Okay.«

Sir James streckte bereits seinen rechten Arm aus, um das Schießeisen entgegenzunehmen. Seine Hände zitterten ein wenig. Sie waren durch den Schweiß glatt geworden, deshalb wischte er sich die rechte Handfläche noch rasch am Jackett ab, denn er wollte nicht, daß ihm die Pistole aus der Hand rutschte.

Suko gab sie ihm.

Sir James nickte und atmete tief durch.

»Gut so«, lobte ihn der Killer. »Jetzt hast du die Waffe, Chef. Alles ist perfekt. Und du wirst es erledigen. Du allein. Auf dich kommt es an.«

»Sicher!«

»Dann halt ihm die Mündung gegen die Stirn und drück ab. - Los, Chef…«

Sir James hatte keine Chance. Er mußte einfach gehorchen. In seinem Gesicht rührte sich nichts, doch der Schweiß irritierte ihn. Nathan ließ es zu, daß er ihn sich mit dem Handrücken wegwischte.

Dann ging Sir James auf sein Ziel zu, das nur drei Schritte von ihm entfernt lag.

Nathan wartete eiskalt ab. Sein Gesicht blieb zu einem breiten Totengrinsen verzogen.

Sir James hielt sich aufrecht, war voll konzentriert. Wie es in seinem Innern aussah, das stand auf einem anderen Blatt.

Sir James blieb neben der Liege stehen.

Dann senkte er den Kopf und starrte Sinclair an. Einen Menschen, einen Toten oder einen Zombie?

Wahrscheinlich traf alles zu.

Er bewegte sich nicht. Der Arm mit der Pistole hing an seiner rechten Seite nach unten.

Nathan konnte das natürlich nicht gefallen. Er meldete sich: »Hast du vergessen, was du tun solltest?«

»Nein!«

»Dann los!«

Sir James nickte wie in Zeitlupe. Er holte noch einmal hörbar Atem und hob dann den Arm an. Die Pistole machte die Bewegung mit. Sie schwebte zuerst über Sinclairs Brust, dann näherte sie sich dem Kopf.

»Und Sie wollen es wirklich tun?« hauchte Benson, der bisher wie erstarrt gewirkt hatte.

»Bleibt mir die Wahl?«

»Nein!« spottete der Killer. »Dir bleibt keine Wahl. Denk an das Weib hier, verdammt!«

»Ich weiß es.« Sir James nickte. Er schaute zu, wie sein Arm weiterwanderte und die Waffe sich allmählich auf das Ziel einpendelte.

Dann schwebte die Mündung über dem blassen und regungslosen Gesicht des Geisterjägers.

»Tiefer, Chef!«

Sir James gehorchte. Die Distanz schrumpfte rasch. Er setzte die Mündung der Pistole genau zwischen die Augen. Wie befohlen.

»Sehr gut.«

Sekunden vergingen. Diesmal hatte auch Nathan nichts dagegen. Ihn durchtobte eine irre Freude, was auch an seiner Stimme zu hören war, als er sagte: »Drück ab!«

Sir James schluckte.

Er zitterte. Die Entscheidung stand dicht bevor.

John Sinclair oder Jane Collins!

Die schrie leise auf, weil Nathan den Druck der Klinge verstärkt hatte. Ein böser Schmerz durchzuckte sie.

»Jetzt, Chef!«

Sir James gehorchte.

Er drückte ab!

***

Das Gesicht war da, es ließ sich nicht wegdiskutieren. Es schwebte vor mir und es versperrte mir den Weg zum Licht, zu dem es mich so wahnsinnig hindrängte.

Das boshafte Grinsen blieb wie eingekerbt. Es war wie eine Ankündigung, mich nicht aus den Klauen zu lassen. Ich steckte in einem geistigen Gefängnis, und ich würde aus eigener Kraft nicht freikommen, denn hier herrschte er.

»Du kommst nicht weiter, Sinclair. Du hast keine Chance. Du hast das Licht gesehen, vielleicht auch die Hoffnung, aber jetzt ist Schluß! Ein für allemal, kapiert?«

»Ja…«

»Das Ende wird sogar noch schlimmer sein für dich, denn es dauert nur noch kurze Zeit, dann wirst du endgültig tot sein. Erschossen. Dein Körper wird nicht mehr ins Leben zurückkehren, denn es ist jemand da, der dir mit einer Kugel das Gehirn zerschießt. Er kann nicht anders. Wenn er meinen Befehlen nicht gehorcht, wird eine andere Person sterben, eine blonde Frau - deine Jane!«

Ich spürte die Kälte, obwohl es hier keine Temperaturen gab. Vielleicht war es auch die Enttäuschung, die mir diesen Eindruck vermittelte. Jedenfalls kam ich damit nicht mehr zurecht.

Er wollte alles!

Und er würde alles bekommen, wie es so aussah.

Sein Gesicht blieb grausam glatt. Der Mund blieb so schrecklich verzerrt. Die Augen zeigten einen irren, kalten, stumpfen und zugleich glänzenden Ausdruck. So und nicht anders sah ein Sieger aus!

»Glaubst du immer noch an deinen Sieg?«

Ich war nicht in der Lage, eine Antwort zu geben, aber ich hatte einsehen müssen, daß dieser Tunnel tatsächlich durch ihn allein beherrscht wurde. Er hatte ihn für die anderen Geschöpfe geschaffen, die seit Beginn der Zeiten verflucht waren und nun einen Kanal suchten, um ins Paradies zu gelangen.

»Ich sehe mich«, erklärte er mir, »und ich sehe auch die anderen sehr genau. Willst du wissen, was geschieht?«

»Nein!«

»Ich sage es dir trotzdem, denn ich will dich noch hilfloser sehen, verdammt!«

»Nein, ich…«

Er ließ sich nicht beirren. »Der Chef, dein Chef, hat von dem Chinesen die Waffe bekommen. Jetzt geht er auf deine Liege zu - hat sie erreicht. Er bleibt stehen - bewegt sich wieder, weil ich es so will. Ich habe ihm den Befehl gegeben, und deine Freundin blutet jetzt noch stärker.« Er lachte, bevor er weitersprach. »Jetzt bewegt er seinen Arm. Die Waffe wandert über deine Brust, Richtung Gesicht. Prima, daß er mir gehorcht. Ja, er ist gut. Aber er hat auch keine andere Wahl. Die Mündung schwebt über deiner Stirn. Wenn er jetzt abdrückt, zerfetzt die Kugel dein Gehirn. Oh, er ist brav: er senkt die Waffe. Wie wunderbar!«

Nathan jubelte. »Was bin ich nur für eine Person, daß ich dies alles zu sehen bekomme. Es ist wirklich einmalig. Ich kann mich nur freuen - wunderbar!«

Ich schwieg.

Ich hörte die Musik, aber die klang längst nicht mehr so deutlich. Das verdammte Gesicht hatte ihr einen Großteil genommen.

»Er hat es geschafft. Die Mündung berührt die Stirn. Und sein Finger liegt am Abzug. Er wird schießen…«

Nathan verstummte. Die Pause dauerte nicht lange, denn ich hörte wieder seine Stimme.

Diesmal klang sie hoch, schrill, beinahe wie die einer Frau, und er erstickte fast an seinem eigenen Triumph. »Er schießt! Gleich bist du tot, Sinclair…«

***

Klick!

Kein Schuß, kein Knall, kein Echo, nur dieses berühmte Geräusch, das entsteht, wenn eine Waffe versagt. Für alle Anwesenden war es kaum zu begreifen, denn damit hatte niemand gerechnet.

Die Waffe hatte versagt. Dies zu begreifen, fiel selbst einer Person wie Nathan schwer, denn er hatte voll und ganz auf Sinclairs Tod gesetzt.

Aber ein Klick war nicht der Tod, und auch Sir James sowie Professor Benson konnten es nicht fassen.

Einer aber wußte Bescheid: Suko.

Er hatte, ohne daß es von Nathan bemerkt worden wäre, die Waffe gesichert. Und Suko handelte jetzt auch.

Die Überraschung der anderen nutzte er aus, denn Suko besaß für diesen Fall eine ultimative Waffe.

Er brauchte nicht mal eine Sekunde, um seinen Stab zu berühren, und er hatte sich dabei so gedreht, daß ihn Nathan nicht unbedingt beobachten konnte.

Suko faßte den Stab an.

Dieser kurze Kontakt reichte ihm. Sekundenbruchteile später rief er das Schlüsselwort.

»Topar!«

***

Jetzt stand die Zeit still!

Nicht für immer, nur für fünf Sekunden. Innerhalb dieser Spanne war Suko der einzige Anwesende, der sich bewegen konnte. Die anderen waren wie erstarrt. Sie blieben es für genau fünf Sekunden, in denen Suko alles klarmachen mußte.

Und er war schnell.

Wie ein Schatten hechtete er auf Jane Collins und Nathan zu. Er nahm sich nicht die Zeit, die Wunde und das Blut an Janes Hals zu betrachten. Das war jetzt unwichtig. Er mußte das Messer wegbekommen, stemmte Nathans Hand zur Seite, wuchtete den Arm herum, hörte es knacken und entwand ihm die Klinge.

Danach katapultierte er Nathan gegen die Wand und rannte auf Sir James zu, der wie erstarrt neben John stand und noch immer auf die Stirn zielte.

Suko schaffte es nicht mehr, die Beretta an sich zu nehmen, denn die Zeit war um.

Er hörte Sir James stöhnen, der zugleich den Kopf anhob und Suko anschaute. In seinen Augen stand das Nichtbegreifen. Wahrscheinlich dachte er darüber nach, wie es möglich war, daß Suko bei ihm stand und John Sinclair noch lebte.

»Die Beretta, Sir!«

Als es Suko zu lange dauerte, riß er sie seinem Chef aus der Hand, fuhr herum und entsicherte sie dabei.

Jane lag auf dem Boden. Sie hatte instinktiv Deckung gesucht.

Nathan war wieder auf die Füße gekommen. Er stand breitbeinig da,

schaute sich um, bewegte dabei hektisch den Kopf und hatte sein Maul noch mehr verzerrt.

»Neinnn!« gurgelte er hervor. »Nein…« Er starrte auf seine leeren Hände. Plötzlich konnte er den rechten Arm nicht mehr bewegen. »Er muß tot sein!« brüllte er. »Dieser Mann muß längst tot sein…«

»Er lebt aber!« rief Suko.

Nathan zuckte zusammen. Er hob die Arme an, streckte sie halb vor und spreizte die Finger. In diesem Moment sah er aus, als hätte ihn ein Stromstoß erwischt. Er war völlig durcheinander, wie weggetreten.

»Was hast du getan?« röhrte er.

»Gewonnen!« erwiderte Suko.

»Nein, du hast nicht…«

»Ich habe gewonnen, denn John Sinclair lebt. Du bist nicht schlau genug gewesen!«

Das wollte Nathan nicht hinnehmen. Bevor sich Suko versah, warf er sich zu Boden und streckte seinen linken Arm aus. Er bekam das Messer zu fassen und wuchtete sich wieder hoch. Der verletzte Arm behinderte ihn kaum. Er wollte das Messer auf Sinclair schleudern. Hoch reckte er den Arm, stellte sich dabei auf die Zehenspitzen und drückte seinen Körper trotzdem noch nach vorn.

In dieser Haltung traf ihn die Kugel.

Und die schmetterte direkt in sein von einem widerlichen Totengrinsen entstelltes Gesicht.

Nathan kippte um, und das Grinsen erlosch!

***

Ich wurde getötet!

Nein, mein Körper wurde getötet, und mein Geist würde eingehen in diesen Tunnel.

Selten zuvor war ich so chancenlos gewesen, etwas an meinem Schicksal ändern zu können, aber seltsamerweise spürte ich nichts, und auch Nathan schleuderte mir nicht seinen endgültigen Triumph entgegen. Statt dessen fing sein Gesicht an zu zucken. Der Mund öffnete sich weit und schloß sich wieder. Er öffnete sich, die Augen bewegten sich. Plötzlich rotierten sie wie schnell laufende Räder, und in den Pupillen bildeten sich plötzlich zwei grelle Sonnen.

Stark, immer stärker wurden sie, strahlten Licht ab, und auf einmal explodierte das Gesicht.

Es wurde in einer wahren Lichtfülle zerrissen, und nichts, auch nicht der kleinste Rest, blieb zurück.

Mich aber gab es noch.

Und es gab das Licht.

Aber wo war der Tunnel?

Ich kam nicht mehr zurecht, aber irgendwie war es mir auch egal. Es

würde schon weitergehen, ganz bestimmt sogar…

***

Der entscheidende Augenblick stand dicht bevor, und sie fieberten ihm entgegen.

Professor Benson hatte diesmal die Zeichen gesetzt. Er hatte die mit dem Gegenmittel gefüllte Spritzampulle aus dem Safe geholt und John die Lösung injiziert. Auch jetzt behielt er die Zusammensetzung dieses Mittels für sich. Nun warteten alle darauf, daß etwas geschah.

Das Gewitter war näher gekommen. Blitze turnten über den Himmel. Gewaltige Donnerschläge ließen alles erzittern, und der heftige Wind zerrte an den Kronen der Bäume. Aber es fiel noch kein Regen.

Benson hatte sich aufgerichtet. Mit einer vorsichtigen Bewegung legte er die Spritzampulle zur Seite. Er hatte eine höhere Dosis gespritzt, als zunächst beabsichtigt.

»Wie lange wird es dauern?« fragte Sir James.

»Ich kann es Ihnen nicht sagen. Jeder Fall ist anders.«

»Kann es jetzt noch schiefgehen?« fragte Jane.

»Das will ich nicht hoffen.«

Die Antwort ließ einiges offen, aber keiner von ihnen wagte es, eine weitere Frage zu stellen.

Sie warteten ab.

Erfüllt von einer kaum zu beschreibenden Spannung. Die Blicke auf den noch immer reglos daliegenden John Sinclair gerichtet, der auch weiterhin einem Zombie glich.

Jane hielt es nicht aus. »Ich muß gehen!« flüsterte sie und verließ den Raum, ohne einen Blick auf den toten Nathan geworfen zu haben, der nun nicht mehr grinste.

Sie zog leise die Tür zu.

Sir James und Suko blieben. Sie schauten sich an, sie nickten sich zu, als wollten sie sich gegenseitig Mut machen.

»Und wenn Sie es noch einmal mit einem Gegenmittel versuchen?« fragte Suko.

Professor Benson schüttelte den Kopf. »Das wird keinen Sinn haben, glauben Sie mir.«

»Okay, dann…«

»Er bewegt sich!« keuchte Sir James. »Verdammt noch mal, John bewegt sich!« Der Superintendent war außer sich. So hatte ihn Suko noch nie erlebt. »Mein Gott, John!«

Auch Suko und der Professor schauten hin.

Johns Bewegungen hatten noch nicht den gesamten Körper erfaßt. Sie blieben zunächst auf das Gesicht beschränkt. Die Augenlider zuckten, dann die Lippen.

Den beiden Männern kam es wie ein Wunder vor. Sie jubelten und

benahmen sich unbefangen wie Kinder. Jane hatte sie vom Flur her gehört und stürmte wieder zurück in den Raum.

»Was ist denn?«

»John erwacht!«

»Mein Gott, das ist…« Sie sprach nicht mehr weiter und lief auf das Bett zu. »Komm, komm«, flüsterte sie. »Tu uns endlich den Gefallen, John, bitte!«

In diesem Augenblick schlug er die Augen auf!

***

Nein, es waren keine Jubelschreie, die mich in meiner normalen Welt empfingen. Ich lag auf dem Rücken, konnte nur in die Höhe schauen und sah die vier Gesichter wie durch eine Nebelwand.

Ja, ich lebte, ich war wieder da, aber ich konnte im ersten Moment nicht denken, weil sich in meiner Erinnerung noch immer das festgesetzt hatte, was mein Astralleib erlebt hatte.

In den Ohren klang Musik, auch das ferne Licht war nicht verschwunden, aber es rückte immer weiter ab. Je mehr es sich zurückzog, um so klarer wurden die Gesichter, die ich jetzt deutlich erkannte, wobei Jane weinte, und selbst Sir James und Suko mußten schlucken.

Ich versuchte zu sprechen.

Zuerst mißlang es.

Nach einem leisen Räuspern schaffte ich es und flüsterte kaum hörbar: »Im Paradies bin ich nicht…«

»Wie kommst du darauf?« fragte Suko.

»Dann hätte ich zumindest nicht dich gesehen, alter Tiger…«

Das Lachen der Freunde war so wunderbar, so herrlich und auch so befreiend, und die schweren Donnerschläge sorgten letztendlich dafür, daß unser Triumph noch akustisch untermalt wurde…

***

Ich war wirklich noch verdammt schwach auf den Beinen, auch wenn man mich hingesetzt hatte.

Ich wollte zunächst auch mit niemandem reden, sondern nahm einige Vitamindrinks zu mir.

Jane blieb am Bett sitzen, während Suko und Sir James die Leiche aus dem Raum geschafft hatten.

Der Superintendent wollte auch telefonieren, Er ging in die Diele, wo er Professor Benson fand, der sich gerade einer doppelten Whisky genehmigte.

»Den habe ich jetzt verdient«, sagte er. »Alles hing am seidenen Faden. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, was Sie mir zugemutet haben. Ich hatte zwischendurch selbst nicht mehr daran geglaubt, daß es klappt.«

»Klopfen Sie sich auf die Schulter, Professor«, sagte Sir James.

»Wahrscheinlich.«

Bevor Sir James telefonieren konnte, tippte ihm Suko auf die Schulter. »Ich hätte da noch eine Frage, Sir.«

»Bitte.«

Suko sah das Lächeln auf dem Gesicht seines Chefs. »Sie ahnen, was ich sagen will?«

»Ja, aber tun Sie es trotzdem.«

»Gut.« Suko schaute zu Boden, als er die Frage stellte: »Warum haben Sie geschossen, Sir!«

»Ganz einfach. Weil ich gesehen habe, wie Sie die Waffe sicherten. Und das müssen Sie mir glauben.«

Suko schaute ihn an. »Ja, ich glaube Ihnen. Aber was hätten Sie getan, wenn ich die Beretta nicht gesichert hätte?«

Diesmal zögerte Sir James mit der Antwort und sagte leise: »Dann, Suko, hätte ich mich selbst erschossen. So, und nun lassen Sie mich telefonieren.«

»Ja, Sir, ja…«

ENDE des Zweiteilers